Staatl. Kreis- u. Stadtbibl. Regensburg
German 459
Germ. (8°). 459/9
Schlegel

Friedrich Schlegel's

sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Germ. (8°) 459.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1823.

Gedichte

von

Friedrich Schlegel.

Zweyte vermehrte Ausgabe.

Zweyter Theil.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Zueignung.

Muthig schäumt empor die Quelle,
Sprudelt silberhelle, hingezogen
Schimmern durch das Grün die Wogen;
Mächtig dehnt der Strom sich, reißend schnelle;
Kühner umgebogen,
Daß die Fluth so reicher schwelle,
Bis zum Meere hin die stark' entflogen,
Wo dann endlos rauscht die Welle,
Brausend ew'ge Fluthen durch einander wogen.

Also, die vom Himmel stammen,
Auch die Liebesflammen im Gemüthe,
Spielen erst um Frühlingsblüthe;

Muthiger das Böse zu verdammen,
Wie es wild auch wüthe,
Schlagen Herzen dann zusammen
Kühn, wer frey dem Vaterland erglüh'te;
Bis noch reiner sie entflammen,
Mitverschlungen in das Meer der ew'gen Güte.

Diese Lieder und Gesänge,
Lieber Jugend Klänge, erst nur Spiele
Streben bald zu lichterm Ziele;
Kühn empor sich windend aus der Enge
Spielender Gefühle;
Abwärts von der blöden Menge,
Neu entzündend muth'ger Herzen viele,
Reißt vom irdischen Gedränge
Aufwärts der Gesang den Geist zum Flammenziele.

Die in Liebe Du entzündet,
Ewig mir verbündet, Lust und Klagen
Theilend, alles wolltest wagen;

Liebe ist es, was das Lied verkündet,
Wie in Frühlingstagen
Schöne Freude sich entzündet.
Höher noch beginnt der Muth zu schlagen,
Wenn die Hoffnung, neu begründet,
All' uns will vereint zum Meer der Liebe tragen.

Als die Zeit in Haß entbrannte,
Keinen Frieden kannte, fern vertrieben,
War es nicht Dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung sich ermannte?
Sind umhergetrieben,
Ehrend was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unsers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande stets geblieben?

Was von Lust und Schmerz bezwungen,
Muthig ich gesungen, was dem vollen
Herzen schöpferisch entquollen;

Was sich spielend erst durchs Thal geschlungen,
Dann zum Strom erschwollen
Um das Vaterland geschwungen;
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Farth zum Ziel uns führen sollen.

Farth, die wir vereint bestanden,
Sieg und Rettung fanden, hohem Leben,
Ew'ger Liebe hingegeben;
Daß befreyt nun von des Zwiespalts Banden,
Höher stets das Streben,
In des Friedens seel'gen Landen,
Auf zu jenem Licht sich kann erheben,
Dem die Treuen sich verbanden,
Milde Ruh die Sieger linde mag umschweben.

I.

Kunstgedichte.

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseeligt, daß so einzigs ihm gelinge.
Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden sehen!
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das sey, was er singe.
Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Nahmens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden;
Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das sey des Dichters hohes Ziel und Trachten!

An Viele.

Vergebens wollt ihr, daß mit eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich sey, der verachtet,
Was trübe euren trägen Geist umnachtet,
Besorgt, wie das Verborgne er gewinne;
Der Dichter, der wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unsterblich hier schon wird der Zukunft inne.
Als noch die Flammen strömten, Felsen klungen,
Die alte Riesenzeit der jungen Erde,
Ist nah ihm gegenwärtig, gleich wie heute;
Und wieder grüßt und ruft von fern sein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat seine Ankunft froh schon jetzt besungen.

An die Deutschen.

Zu Anfang des Jahres 1800.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
  Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
  Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!
Ach schmolz der Väter Tugendkraft so weich,
  Die ernst wie Rom so Schwerdt als Griffel führten,
  Bald welterobernd, bald von Kunstsinn bleich,
Das Ritterthum durch Caesars Würde zierten,
  Der neuen Dichtkunst vollsten Strom ergossen,
  Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutschland war der heil'ge Krieg entsprossen,
  Als Deutschland sich im Frieden ganz zerstörte,
  Da war das letzte deutsche Blut geflossen.
Noch da gabs Stimmen, einen kaum der hörte.
  Von Fürsten Recht, bey Bürgern edle Sitte,
  War Wen'ger Ziel, seit sich das Reich verkehrte.
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?
  In Thaten hat uns Gottes Will' umschränkt,
  Die Kraft der Kunst gewährt er sonder Bitte.
Schon früh hat uns Gelehrsamkeit getränkt
  Mit alter Völker Mark. Zur Geistessonne
  Wird Kraft und Kunst durch stillen Bund gelenkt.

Aus süßer Poesie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't sich lichte Güte,
Dem Denker ist Natur der Lebensbronne.
Was Hellas schlau ersann, was Indien blühte,
German'scher Männer Lied wirds neu entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich sagte zweymal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünstlern, die sich selber nennen;
Denn nimmer kann solch Feur wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird sie glorreich anerkennen.
Wer will, sey mit im Uns. Die sind verstoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlassen, rennen,
An Religion und Dichtkunst sich erboßen,
Von der Natur Mysterien nichts nicht wissen,
Zu sich in Koth das Heilge niederstoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht schier von Gewissen,
Im Herzen schlaff, von Sinnen stumpf, nicht merken,
Daß sich der Nacht ein Weltall neu entrissen,
Mag ewig Gott im Todtenschlaf bestärken,
Bis Kraft des jüngsten Tags zuletzt sie wachen,
Eh sie zergehn samt ihren nichtgen Werken.
Wer Feuer, Wasser, Luft, die ersten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kanns nie mehr lassen,
Schwömm' auch allein auf weitem Meer sein Nachen.
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen,
Metalle, Menschen, Pflanz' und Thier begreifen;
Wo Licht und Sonne fern, das Träge hassen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne schweifen,
Dreyein'ger Kräfte Wechselspiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.

Zu Gott zurückfliehn will des Lebens Flucht;
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmal schaut,
Nie füllt sein Thun die bodenlose Sucht.
Dieß, Pöbel, ist das Feur, vor dem dir graut!
Die lang verschloßne Kraft ist aufgelodert;
Kein Wasser kann sie still'n, sie brennt zu laut.
In sich hat sich der Geist von sich gefodert,
Des Wissens Tief' entsteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meister sinnt schon freudig von Gebehrde,
Sein Haupt als Priester der Natur umkrönend,
Und spricht zur Hierarchie der Kunst sein Werde.
Vom Himmel fließt dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, die alte Nacht versöhnend.
Ich sprach es aus und sah, wo keiner gafft,
Im innern Licht der Geister Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft;
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Bildung Mark durchströmt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantasie ihr lichtes Blau.
Es wächst und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des Tempels Bau vollendend zu enthüllen,
Weihn am Altar sich die im Dichterkranze,
Aus deren Blick schon Lichtes Ströme quillen,
Und schwören alle bey des Himmels Rosen,
(Der Eid sey höchstes Ziel auch meinem Willen):
Mit Flammen soll der Jüngling fröhlich kosen,
Des Mannes Fuß ersteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meisters schweigt der Meere Tosen.

Wohl seyd ihr taub, sonst hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
Die Kräfte so das Alterthum erschufen.
Dringt Jüngling' ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst;
So wird die Kirche sichtbar sich erheben.
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunst,
Ihr schautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunst!
Eu'r Tempel wachse groß zu Deutschlands Ruhme.
Der Grund ist fest, und hoch im Centrum sprießt
In königlicher Pracht der Dichtkunst Blume.
Europa's Geist erlosch; in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschaar ergießt
Sich überall, erhebt den raschen Franken,
Den Italiäner zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' ist nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
Des Geistes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Lessings Worte.

1801.

Wenn kalte Zweifler selbst prophetisch sprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr scheuen,
Seltsam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umsonst die Wolken schwächen;

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann soll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künste sich erneuen,
Der Mensch die kleinen Fesseln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen!"
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschloßnen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen,
Im Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wen'gen Worte.

Reden über die Religion.

1800.

Es sieht der Musen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels sich auf Säulen heben,
Und wo Pilaster ruhn und Kuppeln streben,
Naht er getrost dem kunstgeweihten Orte.

Drin tönt Musik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im schönen Kreise ewig schweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich scheints, als wollten Geister gerne
Den schon Geweihten höh're Weihe zeigen,
Getäuscht die Fremden lassen in der Blöße;

Der Vorhang reißt und die Musik muß schweigen,
Der Tempel auch verschwand und in der Ferne
Zeigt sich die alte Sphinx in Riesengröße.

Die Weltseele.

1800.

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,
Hat sich der Mensch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn sonst vernichtet,
Die Wunder des Bewußtseyns schaffend denken.

Zum ersten Lohn, den ihm die Götter schenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geschlichtet,
Vernimmt er, was vom Aether sie gedichtet,
Und will mit Liebe sich ins Lichtmeer senken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächt'ger als die Masse;
Das lebt und brennt in solchem kühnen Streben!

Es sinnt der Geist, wie er das Ew'ge fasse;
In todter Bildung sieht er Täuschung schwanken,
Das innre Wesen blitzt im freyen Leben.

Das Räthsel der Liebe.

1802.

Ob jugendlich der Dichter seine Trauer,
Von Herzen hingegossen, dar uns stellte,
Der alte Meister sie mit stiller Kälte
Im Steine ausgeprägt zu ew'ger Dauer;

Ein Feuer ist's, hier glühend warm, dort lauer
So schrecklich licht des Daseyns Nacht erhellte,
Wo Schönheit will, wie auch die Satzung schelte,
Enthüllen nur der eignen Sehnsucht Schauer.

Kein Schicksal kann den Fluch vom Zaubrer wenden,
Das Wunderkind erblaßt noch auf den Stufen,
Begeistert muß des Helden Liebste enden;

So zeigen neu sich stets die alten Schmerzen,
Und keine Götter achten auf das Rufen,
Wo Liebe unbefriedigt klagt im Herzen.

Die Werke des Dichters.

Faust und Tasso und Meister sind silbergediegene Stücke,
Sinnreich gebildet mit Fleiß, oder erhaben gedacht.
Rühmliches Streben erzeugt' Iphigenien, bildete Egmont,
Ja auch der Jugend Kraft drängt' in der Fülle nach Kunst.
Liebliche Kinder des heitersten Genius blüht ihr Claudine!
Du der Scherze Triumph, Aristophanischer Witz.
Tief bewegt uns das kunstlose Lied aus sehnendem Herzen,
Männlich klar ist der Blick, jugendlich warm das Gefühl.
Süßer noch tönt Elegie und Idyll, und im Rhythmus der Alten
Lächelt milde der Geist, freut sich der südlichen Luft.
Keime nur sind es zu großem Entwurf, wie der löbliche Herrmann;
Giebt die Parze denn Heil, wachsen sie herrlich empor!

An Ludwig Tieck.

Wohl mancher hofft', im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich schweigen;
Und hätte, sich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebstes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunst erheben,
Gebildet der des Lebens Massen zeigen,
Dir schien des Witzes buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das beste nur ein liebend Streben.

Da nahte Genovev' in frommer Schöne;
Wer fühlt nicht, daß die Poesie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder Klarheit?

Sey Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten dich des Glaubens süße Töne;
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

Mahomets Flucht.

Gen Medina floh Mahoma,
Schüttelt tief entbrannt von Zorne,
An des Mutterlandes Gränze,
Sich den Staub von seinen Sohlen.
„Undankbare Stammverwandte,
Wo des Neides Zahn nicht ruhte,
Bis ich fern von Euch entflohen,
Gern entsagend meinem Blute,
Ja den Staub auch unsers Bodens,
Mich zu rein'gen, von mir werfe,
Fremden Schicksals Rufe folgend.
O, ihr trübgesinnten Herzen,
Anzufeinden stets das Hohe!
Welcher Geist hatt' euch verdunkelt,
Daß ihr mich nicht dulden wolltet!
War vom adlichsten der Stämme
Ich nicht ehrenvoll entsprossen?
Wem noch fließen von den Lippen
Des Gesanges Ströme goldner?
Sieben Dichterwerke strahlen
Auf den goldgewirkten Rollen;

Doch mit nichten darf ich scheuen,
Kühn zu spannen gleichen Bogen,
Hoher Rede Kunstgewebe
Schmückend zu so edelm Lohne.
Denn nicht eilen von der Lippe
Flüchtig mir nur schöne Worte;
Die ich dichte, meine Rede
Quillt hervor aus dem Verborgnen,
Schwingt sich ruhig fort im Sturme,
Flammend steigt sie auf zur Sonne,
Und ich darf mich kühnlich stellen
Zu den Alten unsers Volkes.
Wer ist kundiger des Ruhmes,
Den die Väter einst erworben
Jene Helden unsers Stammes,
Denen nicht die Enkel folgen?
Das ist Lug nur und Verläumdung,
Daß ich neues stiften wollte,
Mich nur meynend, wie ihr sprachet,
Einzig dienen meinem Stolze.
Unsrer Väter alten Glauben,
Für den mancher Held gestorben,
Eh die falschen Götzen kamen,
Hab' ich neu entzünden wollen;
Jenen hohen Feuerglauben,
Der dem Born des Lichts entflossen,

Aus des Lichtes Strahlen wollt' ich
Bilden Einer Wahrheit Sonne,
Und der neuen Götzen Schimmer
Niedersplittern auf den Boden.
Dunkel wogen nun die Winde,
Und ich sehe schon die Wolken,
Die mein Vaterland umkreisen,
Und die Donner die ihm drohen.
Wach geworden ist das Wilde,
Die Verwüstung braust im Strome;
Fluthen wachsen über Fluthen
Jenem Lande, dem entflohen
Noch mein Liebesblick gefesselt,
Treulich anhängt, oft betrogen.
Traurend flieh' ich, schaue traurend
Rückwärts nach dem Mutterboden,
Einsam wandelnd durch die Wüste,
Als der letzte meines Volkes.

Hymnen.

1801.

I.

Apollo, wirst du diese Gluth noch lindern?
Ich selber sprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Musen süß und wild mich riefen;
Schon fleh' ich dir, die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt stark, und willst du ihn nicht hindern,
So muß der Stirn die letzte Kraft enttriefen;
Die Lieder, die im Haupt mir lange schliefen,
Versinken auch mit andern Chaoskindern.

Gieb Heil! die treuste Treue soll dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Brust gerungen,
Schon strömt mir alle Kraft zum Ziel zusammen.

Allstarker! wolle jetzt nur freundlich schonen,
Und hab' ich, was du mir enthüllt, gesungen,
Laß' mich verzehren schnell von deinen Flammen!

II.

Diana, heil'ge, wo sind deine Brüste?
Begeist'rung trinkt der Löwe sich im Blute,
Titanen schwellt der Wein zum Uebermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüste.

Umklirrt blieb still, als ob es nichts nicht wüßte,
Das Räthselbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Priester ruhte,
Der großen Göttin tiefsten Saum noch küßte.

Diana, heil'ge, reich' zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüste Füll' im Marmor schaute,
Da ward von deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor dir ergraute,
So fühlt' ich Kraft auch, nimmer zu erschlaffen,
Bleib' in Mysterien ewig nun versunken.

III.

Ich soll den Schleyer, Isis, dir zerreißen.
Es ringt das kühne Herz, dem keiner wehre,
Zu schau'n, wie sich die innre Kraft gebähre;
Was frommen Schleyer da, so schön sie gleißen?

Sie wollen feige sich dem Licht entreißen,
Daß träge Ruhe so die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd sich dem Nichts befleißen.

Den Schwachen mag der große Blick verderben,
Daß er sich selbst entflohen da versteine,
Wo jede Kraft dem Starken sich erhöhte!

Ich fühle schon den Gruß der Morgenröthe;
Eh' ich nun länger ängstlich sehnend weine,
Laß gleich das Blut den grünen Boden färben!

Weihe des Alten.

An einen jungen Dichter.

Nimm den Becher zur Hand, den freudigen,
Freund vom Freunde nur dreist!
Dunkelgolden rollet der Wein
In des hellen Krystalles Blitzen;
Es schwebet zum Haupt auf
Duftiger Blume kühlendes Feuer.
Trinke hinunter die Gluth,
So schwillet der Jugend Herz
Seelig von Kraft und liebender Freude.
Ergreife kühnlich den Zauberbecher!
Du bist göttlicher Art,
Jugendlich heldengesinnt.
Sey du trunken nur stets,
Und spotte der Furcht,
Grün umlaubt von Frühling das Haar,
Ewiglich treu der goldenen Dichtkunst,
Wie es uns Deutschen geziemt.
Wer gekostet des heiligen Weins,
Dem entweichen die Schleyer.
Wo der Freudige naht,

Hauchet Sommerwonne die Luft,
Lüstern öffnet die Rose den Kelch;
Der höchsten Gebilde
Heilige Schönheit schauet das Auge,
Rein der Hülle entstiegen.
Nackte Reize umspielt
Wollustschlagend das Meer
Allseeliger Liebe.
Gerne sinkt er hinab,
Mit verschlungen im Meer;
Alles Leben ist sein,
Alle Wesen nur Eins,
In heißer Freude verschlungen,
Von tiefer Sehnsucht durchdrungen,
Alles nur Lust und Begierde,
Schwellend von üppiger Schönheit,
Innig umfangender Liebe;
In des heiligen Frühlinges Garten
Die Fülle der Rosen,
Jeder Rose entquollen,
In neu erzeugten Gebilden,
Das schöne Wunder des Leibes,
Liebliches Lebensgeheimniß.

Ahndest du, was dich durchdrang?
Du bist männlich und stark,

Erd' umfassend dein Herz.
Fühle nun auch den Tod
Kalten Zornes im Stein,
Schaue des Abgrunds ewige Gräuel,
In der Tiefe untern Kammern
Die ungeheuersten Schrecken,
Grimmgefesselter Thiere
Alte Riesengebilde,
Ewig da wüthend im Schmerz.
Steige mein Freund, in den Schacht,
Kühn des Todes hinab!
Dunkel rieselt da unten
Heimlich der Liebesquell.
Da ist Sehnsucht und kindliche Trauer
Aus dem Herzen der Mutter,
Strebet ängstlich zu sterben,
Möchte in Liebe vergehn.
Selten nur dringet ein Strahl
Aus dem verborgenen Quell
Auf in das irdische Herz,
Das dann die Vergangenheit fühlt,
Wehmuthzerrissen von wilder Betrübniß.

Schrecken bleibe dir fern!
Immer der Freude geweiht
Laß dich königlich kränzen,

Du bist König, mein Sohn.
Leben im Leben erzeugen,
Selber tödten den Tod,
Solches vollbringet die Kunst!
Ich selber kann es nicht mehr.
Zwar es schlägt flammend noch immer das Herz;
Aber von außen
Härtet sich eisern die Brust.
Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige,
Es senket sich leise;
Des Himmels herrlicher Mantel,
Sternendurchwirktes Blau,
Lastet nieder den Alten.
Schlage denn du mein Lied,
Licht und Leben vermischt,
Nur ein feuriges Meer,
Erdumrauschende Woge!
Laß den Zauber erklingen,
Daß gebährend die Luft sich gestalte,
Kindlich umkränzend spielen
In Wunderformen die Sterne,
Alles Gewächse in Blüthe entzündet,
Selbst der Felsen, der harte,
In trüber Erinnerung
Bebend innerlich weint,
Wüthend das Thier sich zerstört,

Alles Nichtige sterbe,
Aus der Vergangenheit Schooß
Dunkle Sonnen erwachen.
Muthig vollführ' es als Held!
Mich entreißet der Sturmwind,
Ruhe nun balde ewiglich heiter
Auf dem strahlenden Thron,
Allen Heldengeistern vereint. —
Sey mir gegrüßt, mein Sohn!
Wenn ich den Leib dir nicht zeugte,
Hab' ich den Muth doch entflammt,
Dir hohe Sterne gezeigt,
Und allen Segen gespendet,
Drücke dich herzlich ans Herz,
Du mein Freund und mein Sohn!

Schirin.

Wie Sterne leuchtend in der blauen Luft,
Berauschend wie des Frühlings Blumenduft,
Von Nelken, Rosen und Jasmin;
Süß wie beym Mond das Lied der Nachtigall,
In Sommernacht der ferne Wasserfall;
So mahlt die Lieb' und strahlt Schirin.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
Ein Wunderschloß, wo blitzend von Metallen,
Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde;

Kein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde,
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, süß umspielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von diesen Seeligkeiten,
Bezaubert selbst wohnet, zum schönsten Lohne,
Im eignen Garten seelig selbst der Meister;

Drum sollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamantne Krone,
Dir, Calderon! du Sonnenstrahl der Geister.

An Camoëns.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausstreut, gedachtest du der hohen Kunden,
Wie Gama einst der Thetis sich verbunden,
Wolltest der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdisch ewig Blinden;
Kaum war dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sah'st du von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König deines Volks verschwinden.

Wollust haucht in dem Liede, Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten braust ein Strom verborgner Klagen.

Sey, Camoëns, denn mein Vorbild! Laß mich's wagen
Des deutschen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

An Novalis.

O laß mich, lieber Freund nicht länger leiden,
Daß wieder friedlich mich dein Wort erfreue,
Vergangenheitsgespräch sich uns erneue,
Die Augen an der Augen Licht sich weiden.

Wie konnt'st, mein ander Ich, du von mir scheiden?
Du strahl'st in heiterm Frieden, fern von Reue,
Ich bin derselbe noch in gleicher Treue,
Nur Freude muß den Freundelosen meiden.

Musik, unsterbliche, die sprachst du sterbend,
Mir ist der Mund verstummt in Herzens Sehnen,
In Oed' allein mit mir und meiner Liebe;

Nach dir sich drängen, streben alle Triebe,
Dein liebes Wort, ich hör' es noch im Wähnen,
Aus aller Jugend die Erinn'rung erbend.

Rheinfahrt.

Wie kühn auch andre Quellen sprudeln, brausen,
Wo sonst die Dichter schöne Weihe tranken,
Den Kunstberg stets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hausen;

Ich wähle dich, o Rhein, der du mit Sausen
Hinwogst durch enger Felsen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf sich ranken,
An's Herz den Wandrer greift ein ahndend Grausen.

Schnell fliegt in Eil, auf grünlich hellen Wogen,
Das Schifflein munter hin, des deutschen Rheines.
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder;

Muth, Freud' in vollen Bechern eingesogen,
Krystallen flüssig Gold des alten Weines,
Singend aus freyer Brust die Heldenlieder.

An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich sich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt, sich wandelnd, schwankte,
Daß irrend alles abwärts wankte,
Doch unsre Freundschaft blieb erprobt.

Es rührt erquickend die Liebesfreude
Im Sturm des Lebens an die Brust,
Ja hier ist vor des Geschickes Neide
Die schönste Freystatt uns bewußt.
Nur ist das holde Glück vergänglich,
Die ird'sche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Lust.

So wandelt alles, was blüh't und schwindet,
Nur Eines steht unwandelbar.
Wie sich die brausende Woge windet,

Der Himmel wölbt sich fest und klar;
So strahlt in uns die starke Treue,
Frey von Begier und frey von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

Laß Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeynt;
Laß wilder den Sturm zusammenziehen,
Wir bleiben Eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht sinken lassen,
So dürfen wir den Glauben fassen,
Daß noch ein heller Stern uns scheint.

So wie zwey Kämpfer, die heimlich steigen
Zu Nacht die Felsenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erspäh'n das stille Thor;
Wenn sie dann endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geschwungen,
Da strahlt die Sonne licht hervor.

So wandelten wir dem Ziel entgegen
Wohl einsam auf dem steilen Pfad;
Nun laß sich freudig den Muth bewegen,
Und herrlich blühn die volle Saat.
Der Schätze sind noch viel verborgen,

Wie sollten wir noch ängstlich sorgen,
Da der Erfüllung Stunde naht!

Wie sollte der Unmuth sich Dein bemeistern
Ob eitler Knaben schnödem Spiel,
Ob einer auch von den bessern Geistern
In Knechtes Wahn erniedert fiel?
Laß unverzagt uns vorwärts schreiten;
Dir schlummern in den goldnen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieht,
So braust begeistert mir von den Lippen,
Ein ungeregelt Heldenlied;
Weil Dir der Dichtkunst Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar gestaltet,
Die Seelen magisch an sich zieht.

Laß nicht die Schwermuth den Geist bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droht;
Auf sah man herrlicher stets sich schwingen
Den deutschen Geist aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenschlägen
Der Erd' entquillt der vollste Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frey den vollen Gesang erschallen,
Zu unsers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt sey der Zukunft Spiegel,
Die Zeit empfängt in diesem Siegel
Die Weihe der Unsterblichkeit.

Ein jedes freue sich seiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe sich an der Quelle
Und hell sey jedes Angesicht;
Dort, wo sich alle Zweifel lösen,
Trennt sich das Gute von dem Bösen
Im ewig heitern klaren Licht.

II.

Scherzgedichte.

Das Ideal.

„Der ist zu schwer, der andre fällt ins Leichte,
Den strengen Ernst hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort sodann verkürzen,
Bald ist der Grund zu tief und bald zu seichte.“

So steht die Kunst dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig schürzen;
Es muß der Mensch auf eine Seite stürzen,
Wie fleißig er sich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunst, im Leben, ja im Wissen,
Ist auch das Beste falsch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen;

Wir können nicht heraus aus unserm Leibe,
An Allen wird der Kenner etwas missen,
Und Einer kann den kleinen Punkt nur treffen.

Nur das Ganze, mein Freund, wie es lebt und im Leben sich spiegelt;
Das sey dein Ideal, frey von der Formel Gespenst.

Das Athenaeum.

1801.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestrebten wir uns treu im freyen Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlassen:

Nach alter Weise konnt' ich nie es lassen,
So sicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen stets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beschränkt mir schien, zu hassen.

Nun schreyt und schreibt in Ohnmacht sehr geschäftig,
Als wär's im tiefsten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unsern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hat's die That beeidigt,
Daß unsre Ansicht allgemein und kräftig.

Zerbino.

1800.

Gemahlen und gewalkt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter!
Versteh' nur erst den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlst Du Leser! bald im Haupt dich lichter

Dem Garten gleicht dieß Buch im Festgewühle;
Maskirt erscheinen neu die armen Wichter,
Warm haucht die Luft, Fontänen plätschern kühle,
Und ferne schimmern künstlich bunte Lichter.

Verkehrt ist alles in den süßen Possen,
Statt Ya sagt das Eslein selber Ay;
Ergötzlich spielen drein mit Narrenschwänzen

Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl denn Tieck! mahl ferner unverdrossen
Der Schriftensteller albernste Tendenzen.

Kunst-Orakel.

Wenn Dichter die Moyens nicht motiviren,
Statt den fünf Acten weise zu vertrauen,
Das Stück aus Stücken wunderlich erbauen,
Raçine aus den Augen ganz verliehren;

Denk' ich an Rousseau, der auf allen Vieren
Zu gehn versucht, als hätten Menschen Klauen.
Drum muß Verstand gar ängstlich sie beschauen,
Weil sonst die Künstler leicht sich prostituiren.

Vom Macbeth hat der Wallenstein am meisten,
Scheint dann an Tiecks Rothkäppchen sich zu schließen,
Weil da das Schicksal auch so zart behandelt.

Nur daß es gothisch, muß mich sehr verdrießen;
So bleiben die Bizarren nie beym Leisten,
Bis das Genie in Tollheit sich verwandelt.

Die neue Schule.

1800.

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Dieser weiß sich sehr bescheiden,
Jener bläs't die Backen voll;
Dieser ist im Ernste toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob sie genialisch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergessen
Was des Meisters Kraft ermessen;
Eines schickt sich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geister nöthig,
Die zu allem Dienst erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm sich nun vermehren,

Suche jeder wen er reibe,
Wisse jeder was er schreibe,
Und wenn schrecklich alle Dummen,
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun schon alleine flammen;
Doch die Menge hält zusammen,
Viel Gesindel treu verbündet.
Wer den Unverstand ergründet,
Hält sich alle gern vom Leibe,
Die gebohren sind vom Weibe.
Ist der Bienenschwarm erregt,
Den das neu'ste Wort bewegt,
Sehe jeder wo er bleibe.

Mögen sie geläufig schwatzen,
Was sie dennoch nie begreifen;
Manche müssen irre schweifen,
Viele Künstler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen sich am eignen Schalle,
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß sie alle seelig spielen,
Sorge du nur gut zu zielen,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Das tragische Schicksal.

Alles redet in Sentenzen,
Auch die Helden werden Zwerge
In der tragischen Latwerge,
Müssen idealisch glänzen.
Daß die Scenen sich ergänzen,
Und das Nichts erhaben prahle,
Alles dankt man dem Schicksale.

Wie die jungen Katzen pflegen
Nach dem eignen Schweif zu gehen,
Muß sich hier im ew'gen Drehen,
Zufall und Vernunft bewegen.
Und das Herz von kleinen Schlägen,
Ganz empfindlich dem Schicksale,
Fühlt die Quentchen in der Schale.

Zwischen Pflicht und dem Gefühle
Muß der Mensch verlegen stehn,
Oder schlau durch beyde gehn
In der Tugend Zwickemühle.
Wahrlich hart auf trag'schem Pfühle,
Ruht, wer im Theatersaale
Dichten muß von dem Schicksale.

Proben der neuesten Poesie.

1808.

1. Griechisch.

Steil zumeist mir steinern versteigender Gott
Apollon ist. Der bleyern holprichte Wort-
klump bricht hervor mit Weh des Zahns, des Lesenden Lohn.

Knirschend Anfangs zu kau'n bemüht das Gedicht,
Ihm hängt es im Leim klebend, Kiesel-
steine des Buchbinders wie.

Aber vom Zahngrimmen Schmerz
Eilend freyer geübt schon,
Braust im geflügelten Hirne
Bald des Hellenen schönere Sylbenwuth.

2. Altdeutsches Volkslied.

Es gehen zwey Butzemänner im Reich herum;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Der eine klimpert um den Brey herum;
Bidibum auf der Trumm, bidibum, bidibum.

Der andre schaut sich nach den Fräulein um;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Sie drehen sich beyde recht artig herum;
Bidibum, bidibum.

Gute Nacht, Butzemänner, dreht euch weiter um!
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Wer hat dieß feine Liedlein gemacht?
Es kamen entlang drey Enten den Bach,
Die haben dieß feine Liedlein erdacht u. s. w.

3. Spanisch.

An dem Quell der Langenweile
Lag die Dichtkunst hingegossen.
Ihre Kinder, die Vokale,
Brachten große Wasserblumen;
Aus den Blumen Funken wurden,
Kleine Lichter funkelnd kamen,
Die zu Wasser bald erloschen,
Als Romanzen Thalwärts eilen,
Die nun fließen, die nun funkeln,
Auf des Klanges leichten Spuren.

4. Das klare Geheimniß.

Vielseitigkeit wird auf des Lebens Gipfeln nur
Gefunden, wo des reinen Daseyns heitres Nichts,
In zarter Redensarten klaren Schein verhüllt,
Auf schwankem Seil der Bildung hin und wieder spielt.
So red' und bilde dich, gebildet rede fort;
Doch was in Kunst, im Handeln, Reden du beginnst,
Es sey dir niemals ungebildet voller Ernst.

Sinngedichte. 1815.

Philosophische Versicherung.

Klar ist alles und licht mir; doch das verstehen Sie schwerlich.
Seelig bin Ich, meine Herrn! andre gehen mich nichts an.

Verschiedene Gesinnung.

1. Der christliche Philosoph.

Ich bin nicht Ich, noch Du; Du bist wohl Ich in mir?
Drum geb' ich Gott allein, nicht mir die Ehrgebühr.

Angelus.

2. Der heutige Weisheitslehrer.

Ich bin das Ich und Er, bin auch das Du in Dir;
Drum geb' ich mir allein, nicht Gott die Ehrgebühr.

Anfrage.

Jenen alten sehr lieblichen Spaß von dem Subjekt und Objekt.
Der auf den Gassen nun klingt, werdet ihr nimmer ihn satt?

Irrlichter.

1810.

Ungeziefer mannichfaltig
Nagt der Geister Ruhm;
Viel Gesindel, allgestaltig
Nascht vom Heiligthum.

Ja und Nein, und Mehr und Minder
Würfeln sie herum
Drehn und kehren es geschwinder
Schnell im Kreise um.

Ihnen giebt es kein Geheimniß
Als das Einmal Eins,
Auch im Schwatzen kein Versäumniß
Alles Eins und Keins.

Wie das Böse Gott erschaffe,
Groß wie sie gesinnt,
Sich das All zusammenraffe,
Lehren Sie geschwind.

Allem Tüchtigen abwendig
Ist ihr eitler Muth,
Nur im Nichtigen beständig
Diese neue Brut.

Sie verschmähn die starke Rede
Von dem Kampf des Lichts,
Lieben und vergöttern jede
Ausgeburth des Nichts.

Wie der Mücken Schwarm unzählig
Längst dem Strome zieht,
Summen andre, haschen seelig
Nach Gesang und Lied.

Jedes neuen Scheins gewärtig
Mit des Seelchens Flug,
Sind sie schon von Anfang fertig
Schreiben Buch auf Buch.

Eulenspiegels guter Rath.

1806.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr seyd auf rechter Spur und Farth,
Und falls ihr's fürder noch so treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unsr' eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch ihr deutlich seh't,
Wie schön es euch von Statten geh't,
Zu leben, wie man leben soll.
Wer anders denkt, ist sicher toll,
Oder glaubt selbst nicht, was er spricht,
Will sich absondern, der Bösewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So ist's am besten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein also soll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Gesellschaft treiben,
Daß sich die Sitten an'nander reiben;
So werden sie schön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.

Ist so ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule gesendet.
Da lernt er spielen, stechen, saufen,
Beyneben sich in Weisheit taufen,
Kauft sich eine Portion Absolutes,
Und hat er's, kann er dreisten Muthes
Jedwedem lachen in's Gesicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare ist nicht theuer eben,
Für'nen Gulden wird sie jeder geben.
Dieß sind die Haupterziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich segeln,
Nicht alle können von Renten leben,
Drum muß es Ständ' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieser Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der sitzt ruhig an seinem Tisch,
Läßt die andern angeln und ackern frisch.
Wer dreschen mag, der kann auch fasten;
Dem Klugen fließt es so in Kasten.
Zwar machen Viele bankerott,
Doch leiden sie darum nicht Noth,
Leben oftmahls nur desto besser;
Und wucherst du glücklich, wer ist größer?
Der Kaufmann lebt wie ein kleiner König,
Dünkt sich in seinem Hause nicht wenig;

Da kann er nach Lust die Künste beschützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmals nützen.
Vielerley Volk zusammen er bittet,
Sein' eigne Frau in der Mitte sitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß sie's in allem so weit gebracht.
Denn das ist nun vor allen nothwendig,
Sie sey es oder sey nicht verständig,
Daß sie von allem zu sprechen weiß,
Wird ihr dabey weder kalt noch heiß.
Die feinste Gesellschaft dieser Art
Ist, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdselig jeden Fremden anlachen,
Das sollt einem wohl Gedanken machen,
Bloß weil's die Mode so mit sich führt,
Daß man halbnackend im Winde spaziert.
Wenn sie sich lang genug beseh'n,
Nüchtern alle nach Hause geh'n.
So nennt der Kaufmann alles sein,
Mag er Christ oder Jude seyn.
Schlimmer schon ist der Soldat geschoren,
Ihn trösten jedoch die verguld'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.

Stets soll der Rechtsgelehrte schreiben,
Und schreibend so das Recht umtreiben;
Je höher wächst der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt sich an's neu'ste System,
Ist er berühmt, so wird er bequem.
Gelahrtheit ist'ne schlimme Profession,
Wer grob nicht ist, der bleibe davon;
Lügen und Stehlen sind hier am Ort,
So geht man mit der Wissenschaft fort.
Schimpft nur auf die, so ihr bestehlt,
Noch manchen giebt's, der sich redlich quält.
Der Geistliche wird gering geachtet,
Oftmals sein Gut sogar verpachtet,
Er selbst von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.
Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann soll in Städten leben,
Die Äcker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürsten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es so nicht währen.
Kein Fürst sey je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,

Der manchem schon ließ Leut' und Land,
Der sich ergab in seine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß sie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieses hoff' ich, glaubt ihr nicht,
Weil es der Eulenspiegel spricht.

Die Zwerge.

Es war ein Ritter, war traurig genung;
Er sah sie laufen, sich raufen und schnaufen um nichts.
Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung,
Und eckelt' ihn manchen Dreyhellergesichts.
Es trippelten, trappelten Zwerg' um ihn her,
Die klipperten, klapperten, rappelten sehr.

„Ade, sprach der Ritter, du Vaterland mein;"
Es starrete kalt in der Brust ihm das Herz —
„Ade, es muß nun geschieden seyn,
„Was weiß diese Brut, was weiß sie von Gluth und von Schmerz?
So zieh't er und flieh't von dannen fort,
Ein Kleinod doch läßt er am heimischen Ort.

„Thu auf deinen Schooß, o Waldesthal,
„Und nimm dieses Kleinod, nimm treulich es auf!
„Ich strebte und lebte der Liebe zumal."
Dann schüttet er viele Figuren darauf;
„Die Zeichen sind magisch, die mögen da ruh'n;
„Was wollen die Zwerge den Zeichen thun?"

So sprach er und ging von dannen im Zorn.
Gleich spürten die Zwerge und rührten am Platz,
Wie reinliche, kleinliche Mäuse im Korn,
So knaupelten, graupelten die in den Schatz;
Sie trugen die Stücke zu Markte heraus,
Und machten sich zierliche Mäntelchen draus.

Sie sprangen auf Stühlen und Bänken frisch
Und gingen auf Köpfen wunderlich,
Bald saßen sie ernsthaft am langen Tisch,
Bald drehten wie Kräusel im Kreise sie sich.
Sie hatten zu viel genascht und genagt
Am heimlichen Schatze, von dem wir gesagt.

Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her,
Und hatten deß immer und nimmer Gewinn.
Sie stellten die Zeichen die Kreuz und die Quer
Und fanden jedweder sich selber darin.
Der rechte Edelstein fehlt ihnen doch,
Der ruh'te wohl tief in der Erde noch.

Es zwitscherten einige schmachtend und zart,
Doch andre bellten und schalten darauf;
Es strichen sich andre den kleinen Bart,
Und bauten possierliche Häuserchen auf.
Sie schrien und schrieben und trieben es viel,
Sie rissen, zerbissen sich selber zum Spiel.

Nun fanden die Zwerge in selbiger Gruft
Ein heidnisches Bild von Marmelstein:
Sie zerren und zergen's hervor an die Luft:
„Das, sprachen sie, soll unser Abgott seyn."
Sie toben und loben das Bildniß fortan,
Den heidnischen, herrlichen Marmormann!

„Wohl ist es ein alter erkaltender Block,
„Und die ihn erfanden, verstanden's nicht recht;
„Wir, die wir springen um Stein und um Stock,
„Sind aber ein spitzig und witzig Geschlecht.
„Wir bilden uns aus und bilden uns ein,
„Was fragen wir nach dem Edelstein?"

Da traten zum Walde die Wölfe hervor,
Die luden und laden sich selber zu Gast.
Sie essen und messen die Zwerge sich vor,
Sie zählen und wählen in eilender Hast;
Doch freut sich dessen das Zwergengeschlecht,
Die schwärmen und lärmen und schreyen nun recht.

So geht es noch alles am heutigen Tag.
Die Wölfe, die gehen dem Wildpret nach,
Der Marmor schimmert zu jeglicher Stund',
Die Zwerge lärmen und schwärmen verkehrt,
Der Edelstein leuchtet im dunkelen Grund,
Und der ihn vergrub, nie wiederkehrt.
Fern singt er am Meere manch heimliches Lied,
Bey Sonn' und bey Mond, wie die Wolke zieh't.

Der alte Pilger
oder
Homo's neueste Wanderungen. 1807.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
„Sonst ist's um meine Füße gescheh'n;
„Hier will ich unterkauern.
„Dieß soll zu Nacht mir ein Obdach seyn,
„O seyd nur so gut und brecht noch nicht ein!" —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmals an,
Drum kam er nie zur Stelle.
So saß er und aß sein Abendbrodt,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl schimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schläft oder träumt er mit wachem Gesicht?
Der Pilger weiß es selber nicht,
Und kann sich nicht besinnen.

Da kommen zwey Männer mit greisem Bart,
Gekleidet nach der Doctoren Art,
Die zornig streitend schnaufen.
Der starke dem schwächern am Barte zieht,
Ein Haar ist er nach dem andern bemüht,
Ihm sauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein andrer, der stärker noch
Und ward sein wieder Meister.
Wie jener stritt, und wie er schrie,
Ein Haar genau nach dem andern, sieh'!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu sehen war,
Dem ist es gut gelungen.

Von Fürsten stand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt sie all' zusammen.
Als wären sie Wachs, so drückt er und dreh't,
Der Mönch, der im Kreise der Herren steh't,
Bey'm Scheine nächt'ger Flammen.

„Wie groß ist doch dieser Geister Macht,"
So hat der Pilger bey sich gedacht;
„Die kräftigen Gebehrden!
„Die Herrlichen, wie sie da steh'n und geh'n,
„Wie glücklich bin ich, dieß Schauspiel zu seh'n!
„Was wird's nur endlich werden?"

Des Schreyens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und schlagen sehr,
Wie sie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, so viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder still,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt sich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer sind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angst durch's Feuer rennen.

Wie aber, sind die Menschen denn toll?
Es ist ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen sie sich Musik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Rast noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämischem Sinn,
Und grins't in seine Zähne:

„Du weinest verkehrt, o Menschenwicht,
„Ich zeige Dir wohl ein ander Licht
„In dunkler Geisterstunde.
„Die Armen dort wissen nicht, wer sie schlug;
„Man lenkt sie heimlich mit weisem Trug,
„Sie sind nicht mit im Bunde.

„Bald ist vorüber der erste Schreck,
„Dann magst du gebieten jedem Zweck
„Du wirst es dankbar spüren."
So sprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bey der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felsengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der schleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n sie im unterird'schen Saal,
Von unermeß'ner Weite.

Da sitzen der schweigenden Männer viel,
Die treiben ernsthaft ein seltsam Spiel,
Der Pilger sieht's mit Beben.
Und wie es dreymal ängstlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verstopft,
Er meynt, es gilt sein Leben.

Die Männer winken, er soll sich nah'n,
Er soll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben sitzt der Meister.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Fest,
Da hält ihn ein Todtengerippe fest,
Zur Hölle sinken die Geister.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wischt sich von der Stirne den Schweis,
Es schilderns keine Worte.
Er sinkt zu Boden in bitterm Gram;
Und wieder war, als er zu sich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir, sprach der Pilger zu sich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
„Davon man doch geschrieben;
„Wo Milch und Honig sich ergießt,
„Der Wein von selbst in die Fässer fließt,
„Sich alle herzlich lieben."

Nun war es, als flösse rundum ein Meer,
Das wogte so hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreise;
Da schwammen der Fischlein unzählig viel,
Die trieben sich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fischlein Weise.

Wie frey er sich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da sieht er, wie hinter dem kleinen drein,
Der große schwimmt und schlingt ihn herein;
O was sind das für Tücken!

Daß einer stets den andern frißt,
Und des Verschlingens kein Ende ist,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und schwimmt voll Leichen und Tod,
Es schnauben Ungeheuer.

Das Meer ist gleich, der Fisch ist frey,
Doch dieses Gefressenwerden dabey,
Es will ihm nicht behagen.
„Viel lieber dien' ich dem schlimmsten Herrn"
So spricht er, „auf festem Lande gern,
«Und will als Knecht mich plagen!"

Hat irgend ein Geist den Wunsch erhört?
Er ruht im warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen.
Es giebt ihm Tröst der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe schaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel sieht er Citronen blüh'n,
Es schimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie sind die Marmorstufen so breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig steigt der wandernde Gast
Hinan, und es betäuben ihn fast
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er sich müht und wie er steigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachsen stets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Bley so schwer,
Er freut sich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach sich schleppen?

Ist's etwa jenes steinerne Bild,
Zu dem er sich wendet und mit ihm schilt:
„Was gehst du mir zur Seite?"
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch steht er still, so steht es auch,
Und geht er, geh'ts zur Seite.

Noch will er sich des Mannes befrey'n,
Da wird er gedrückt von andern zwey'n,
Die auf der Schulter ihm sitzen;
Und als er die zu Boden geschwenkt,
Sieht er vier kleine fest gehängt
An seines Kleides Spitzen.

Wie sich vermehrt der Bilder Zahl,
Je höher steigt auch seine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er selbst zu Stein und Erz,
So fühlt er angstbedrückt sein Herz
Sich innen festgekettet.

„Was sollen die steinernen Dinge, traun!
„Viel besser wär' es den Acker bau'n
„Und seiner selbst genießen."
Des Steigens ist er endlich satt,
Er fühlt sich recht von Herzen matt
Und kann sich nicht entschließen.

Jetzt aber erhebt sich ein kühlender Wind,
Es weh't ihm um die Stirne lind,
Der Pilger soll erwachen.
Ein Traum nur war gewesen, und Nichts
Die Gaukeley des Schattengesichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgensonne begann den Lauf,
Da schlug er vollends die Augen auf,
Und furchte sich der Reise.
„Wie dort der Stier am Pfluge zieh't;"
So sprach er: „der Pflüger singt sein Lied
Nach ländlich froher Weise."

„Was sollt' ich weiter wandern und geh'n,
„Ich kann es alles am Orte ja seh'n,
„Und nehme Theil am Ganzen.
„Ich habe es weit und breit gesucht,
„Ich habe es wachend und schlafend versucht,
„Nun ist es Zeit zum Pflanzen.

„So wird man doch vernünftiger stets,
„Nicht immer mit der Jugend geht's,
„Das sind nur schöne Worte.
„Wie hab' ich nicht gesorgt und gestrebt,
„Wie manches nicht im Traum erlebt
„Und kam doch nicht vom Orte."

Es war um des Pilgers Muth gescheh'n;
Sonst hätt' er mögen nach Hause geh'n,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut sich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Die feindlichen Brüder,

oder der Zeitgeist. 1820.

Es wohnen zwey Brüder im Lande,
Die hausen weit und breit;
Sie haben viele Verwandte,
Zahllose in dieser Zeit.

Sie sind sich mehrentheils Feinde
Ein jeder will haben die Welt:
Mitunter auch einmahl Freunde,
So lange die Welt noch hält.

Sie reißen sie auf und nieder,
Daß Hören und Sehn ihr vergeht;
Sie schleppen sie hin und wieder,
Weil Keiner den Andern versteht.

Der Ältste schlendert im Rechten,
So wie er das Rechte versteht;
Der Jüngste schludert im Schlechten,
Was er als das Rechte verdreht.

Sie führen Reden unzählig,
Und hören sich selber so gern;
Sie sprechen sich selber gefällig,
Doch ist in den Worten kein Kern.

Das sind die feindlichen Brüder,
Der Alte heißt Schlendrian;
Und genialisch bellt wieder
Der Kleine Schludrian.

Der Alte bricht sich die Steine
Vom Grunde der Mauer heraus;
Zu flicken und stücken das Seine,
So Schornstein als Speisehaus.

Der Junge würfelt in Freude
Die Steine mit wechselnder Hand;
Er mauert sich sein Gebäude
In lustigen, fliegenden Sand.

Das sind die bauenden Leute,
Die flicken und bauen die Welt;
Sie flicken und bauen für heute,
Auf morgen ist niemand gestellt.

Es pfeift sein Lied so weiter
Der muntre Schludrian;
Voll Angst steht auf der Leiter
Der alte Schlendrian.

Es heißt, wenn ich nicht irre,
Ihr Vater Schlechtrian;
Der in der Zeiten Gewirre
Das Rechte nicht finden kann.

Er kann aus dem Schlamm sich nicht winden,
Noch ändern seinen Sinn;
Er kann das Ziel nicht finden,
Und tappt im Dunkeln hin.

Er hat es all' vergessen,
Und hält sich die Ohren zu;
Die Söhne zanken vermessen,
Und lassen ihm keine Ruh.

Das sind die Brüder im Lande,
Die schreyen so weit und breit;
Es lärmen all ihre Verwandte,
Und machen den Geist der Zeit.

III.

Sprüche.

Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts geseh'n,
Als wenn die beysammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche stille Pflicht.

Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens stille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe sich erschafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens schmerzlich schönes Spiel
Dich zurücksenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnsucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerdte sey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frey im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht;
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Deutschland.

„Nimmer wird die deutsche Nation vergeh'n
Neu vereint durch Gott einst aufersteh'n." —
Hat ein edler König kühn gesagt,
Er zu dieser Zeit noch königlich gedacht.
An der Hoffnung haltet treu,
Unser Herz schlägt ewig frey;
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
Wenn das Glück auch untersinkt.

Gesinnung des Königs.

Mannes Herz in starker Brust,
Fern von weib'scher Sitt' und Lust,
So wie edle Krieger sind,
Sey der König uns gesinnt;
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't,
Gott vor allen stets gedient,
Dessen Lorbeer ewig grünt.

Frauentugend.

Die dem Würdigsten sich giebt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne stark dem Vaterland
Zuführt stolz an Mutterhand,
Sey vor allen Frau'n geehrt,
Segensvoll ihr Heil gemehrt.
Mehr noch die, so freudig schau't,
Daß ihr Freund auf Gott vertrau't,
Zieh't in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Freyheit Ruf erschallt.

Treue.

Ehre ist des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die sich selbst bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt sie alle drey,
Lieb' und Frieden noch dabey.

Deutscher Sinn.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Lust getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl:
Fremder Rechte loses Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freyheit unsern Stern.

Das Alte und das Neue.

Dieser folgt des Neuen Schein,
Jener lobt das Alt' allein;
Irdisch wirrt sich mehr die Zeit,
Durch der Zeiten Widerstreit.
Eines doch ist mir erkannt,
Ewig jung mit Recht genannt;
Alter Sehnsucht tiefes Lied,
Was durch alle Herzen zieh't;
Neu stets grünt des Lebens Baum,
Himmels Füll' in lichtem Raum,
Garten Gottes, der einst blüh't,
Wenn das Irdische versprüh't,
Immer neu wächst die Gewalt,
Und quillt dennoch ewig alt.
Wen das Band der Lieb' umflicht,
Wer als Kind zum Vater spricht,
Aufgenommen in das Licht,
Fragt nach Alt' und Neuem nicht.
Fragt ihr aber nach der Zeit,

Wo der Mensch also gedacht,
Sich in Demuth dargebracht,
O wie liegt sie jetzt uns weit!
Und sie war doch einst, die Zeit.

Würde der Dichtkunst.

Weil so schnöde sich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr selbst erdacht;
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall!
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneu't;
Aus der Dichtkunst Wogen friedlich mild
Steiget sanft empor des Himmels Bild.

Liebes Leben.

Leis' und hold wie Kindes Scherz,
Rührt die Lieb' an unser Herz,
Jugendlust in Flammen glüh't
Wie die Rose Farben sprüh't.
Bitt'rer Scheidung hart Geschoß,
Bild des Grabes und Genoß,
Und des Lebens rauher Sturm,
Ist der Freude Todeswurm.
Muß denn sterben so die Liebe,
Giebt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angst und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht;
So von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von süßer Hoffnung spricht,
Und von jener schönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

Das Ewige.

Früchte fallen, Rosen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Lischt des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder schwellen
Dieses Meeres alte Wellen.
Also auch des Menschen Lieder
Schallen, schwinden, kommen wieder,
Jede künstliche Gestalt
Blühet sterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit selig Licht,
All' umscheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieser Hoffnung Palme;
Eine Lieb' im Herzen schlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes stillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube,
Keiner ird'schen Zeit zum Raube.

Sprüche aus dem Indischen. *)

1807.

1.

Keiner schreite der Menge vor; denn gleich ist des Gelingens Frucht,
Wenn der That aber Unglück folgt, büßt es gewiß des Führers Tod.

2.

Als erkrankt' oder stürb' er nie, sey auf Kenntniß bedacht, wer klug.
Als hielt ihn schon an den Locken der Tod, wandl' er den Pfad des Rechts.

3.

Einen Freund nur giebt es, Tugend, der im Tode noch zu uns tritt;
Das andre alles enteilet, mit dem Leibe zugleich zum Nichts.

*) Diese Uebersetzungen sind auch im Sylbenmaße dem Samskrit so treu als möglich nachgebildet.

4.

Katzen, wie auch der Stier, Widder, Krähen, ein schlechter
Mensch sodann;
Die sind fern von allem Zutraun, hier wird Vertrauen nicht
gelobt.

5.

Fleisch und Jauche, Unrath, Knochen, die bilden uns den Menschenleib;
O was hältst du an dem nicht'gen? Nach Ruhm tracht' also du,
mein Freund!
Wenn man durch Ird'sches das Ewige, durch das unreine das,
was rein,
Ruhm für den Leib erreichen mag, was ist dann unerreichbar
noch?

6.

Das Metall eint der Masse Kraft, Thier' und Vögel der gleiche
Trieb;
Furcht und Gier macht des Narrenvolks, und Sich sehen der
Guten Bund.

7.

Im Unglück muthig, gelassen im Glück zu seyn,
Sinnvoll im Rathe redend, und tapfer im Kampf;
In Ruhm strahlen, und dennoch durchforschen die Schrift,
Ist großer Seelen Tugend und edle Natur.

8.

Wer sich der Macht falscher Gehülfen hingab,
Betrogen durch schmeichelnder Worte Zauber;
Wer auf die Welt Glauben und Hoffnung setzet,
Was wird nach Wunsch denen begegnen können?

9.

Wer am Hülfevertrauenden Freund, der gut gesinnt,
Trug verüben kann und Arglist,
Den betrüglichen Mann, wie kannst, göttliche du,
Erde! ihn länger tragen noch?

10.

Nicht den Heißen erfreut, sich in kühlender Fluth baden, Perlenketten nicht,
Schönduftendes Sandelholz auch nicht also, zu erlaben den Körper;
Als voll Liebe die Rede des Gutdenkenden Lust innen uns schafft im Geist.
Es zieht Freundes Umgebung und weises Gespräch uns an, wie mit Zauberkraft.

IV.

Romanzen und Lieder.

Bey der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eisen gewaffnet,
Aus steinernen Burgen,
So schau'ten sie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tausend Röhren Erfrischung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauschen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und selig
Stehet der Mann,
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen sich drückend,
Schauet verfolgend,
Die schwindenden Züge,

Nichtiger Wolken
Riesengebilde und Räthsel,
Dazwischen den fröhlichen Schwarm des Geflügels;
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langsam
Der Strom sich windet,
Bald schwarz, bald silbern,
Durch grünende Anger.
Die lustigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit schlanken Thürmen und Glockenspiele;
Langsam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenster Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So schweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er sich einsam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieh't,
Das bedeutend ihn anschau't

Aus sittsam verständigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmlisch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau seines Herzens;
Die schweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend,
Zum Bunde der Treue.
Und beyde vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde versunken,
Schauen in selige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Tugend;
Und inmitten der Freuden
Gürtet sie ihn mit gewaltigem Schwerdte,
Alle Laster zu tilgen.
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu seinem Felsen wieder,
Wo die Freunde zusammen
Deutscher Freuden sich freuen.
Wenn aber die braune Erde erstarrt ist,
Die Flüsse leuchten wie Eisen,
In weißem Laube die Wälder schimmern;
Dann horchen bey fröhlichem Feuer

Sie alten Geschichten,
Wie Zwerge künstlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiste
Dort unten die dunkelste Tiefe,
Von Lichtern durchschienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und schieden sie endlich
So nahm sie Michael freundlich
In starkem Arme,
Von leuchtendem Eisen umkleidet,
Und trug sie gen Himmel,
Zu Christus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt;
Ganz brünstig zu schauen,
Den himmlischen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis segnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er sich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände schüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Trostes zu reichen.

Im Walde.

Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Rosses Bügel,
Schwingt sich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen sausen,
Hört man Geistes Wogen brausen.

Herrlich ist der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze, schwanger oft von Tod.
Rasch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefodert.

Ewig's Rauschen sanfter Quellen,
Zaubert Blumen aus dem Schmerz;
Trauer, doch in linden Wellen,
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geist gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der starken Triebe wild;
Wird zur schönsten Liebesfülle,
Durch des Geistes Hauch gestillt.
Schöpferischer Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!
Frey gegeben alle Zügel,
Schwingt sich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grausen
Den Gesang der Geister brausen.

Am Rheine.

1802.

Du freundlich ernste starke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh', die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren!
Die Felsen, so die Ritter sich erkohren,
Schweigend dunkle Klagen trauern,
Noch zerstückt die alten Mauern,
Traurig aus dem Wasser ragen,
Wo in alter Vorzeit Tagen
Hohe Helden muthig lebten,
Voll von Lust nach Ruhme strebten;
Franken, Deutsche und Burgunden,
Die nun im dunkeln Strom verschwunden,
Tapfre Lanzen damals schwungen,
Noch die deutschen Lieder sungen,
Die Verderbniß weit verjugen,
Hand in Hand zum Bunde schlugen,
In edlem Ritterthume,
Aus aller Tugend Eine Burg zum Ruhme

Durch alle Land' erbauten;
Da der Mann dem Mann noch traut'e
Deutsche Lust im Walde blühte,
Glaub' in Demuth liebend glühte,
Ach da keiner noch alleine,
In des Herzens tiefem Schreine,
Um sein Vaterland muß klagen,
Selbst sich bittre Wunden schlagen,
Wie ich hier am heil'gen Rheine
Hohen Unmuths Thränen weine.

Dunkle Trauer zieh't mich nieder,
Will in Wehmuth ganz vergehen;
Wenn ich sehe, was geschehen,
Wenn ich denke, was gewesen,
Will die Brust in Schmerz sich lösen! —

So fahrt denn wohl, ihr lieben Wogen,
Wo ich Schmerz und Muth gesogen;
Denn den Muth auch fühl' ich schlagen,
Und inmitten solcher Klagen
Springt die Quelle starker Jugend,
Und es waffnet feste Tugend
Unsre Brust mit Heldentreue.
Da entweicht denn alle Reue;
Kann ich gleich mit euch nicht leben,
So ergreift euch doch mein Streben.

Wo ich wandre, wo ich weile,
Glühen Männer, blühen Lieder
Und ich fühle wohl Vertrauen,
Auf des Herzens Fels zu bauen,
Eine neue Burg der Liebe,
Die in allem Sturme bliebe,
Mächtig durch die fernen Zeiten
Einen allvereinten Strom zu leiten,
Einen Strom von Lust und Schmerzen,
Alles aus dem eig'nen Herzen,
Wo die Lieder all' verschlungen
Alle Herzen wiederklungen,
Hohe Freunde dann verbündet,
So der Freude Reich gegründet.

Gesang der Erinnerung.

Uralte Riesenzeiten,
Der Helden Wunderstreiten,
Schlang all' die Oed' hinab.
Verschollen ist die Klage,
Verstummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

Vom Winterschlaf umwunden,
Viel tausend Jahr gebunden,
Dämmert der Mensch so fort.
Gebannt in engem Kreise,
Mühsam die ird'sche Reise,
Erstirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erscheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Neu grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth versenket,
Der Geist die Wunder denket,
Oeffnet sich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten,
Wo Lieb' und Tod sich gatten,
Erwacht die kühne Lust;
Da brechen hohe Lieder,
Die alten Quellen wieder,
Aus der befreyten Brust.

Nun öffnen sich die Zeichen;
Es mag das Licht erreichen,
Den keine Fessel hält.
Die Erde blüht verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt,
In seel'ger Geisterwelt.

Erstaunt ob dem Gesange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergessend Leid und Schmach,
Nun frey der Mensch von Schmerzen,
Und zieht in tiefem Herzen
Dem mag'schen Strome nach.

Doch bald ist der verklungen,
Wie brausend er geschwungen,
Und wieder stumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüste Sturm des Lebens
Reißt es in Oed' herab.

Das sind die alten Klänge,
Helden- und Klaggesänge
Aus ferner Riesenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter ist nicht weit.
Der Frühling wird erstehen,
Es muß noch einst geschehen,
Was alle prophezeit.

Frankenberg bey Achen.

In des Mayen linden Tagen,
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bey warmen Quellen
Die sanften Hügel grünend schwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiser Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Achens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath sehnte,
So weit sein Reich sich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo süße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
Ringsum die Büsche stehen
Sah' ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwischen Gängen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wiesengrund hinfliehen,
Schwäne auf den stillen Wassern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,

Kinder an dem Brunnen spielen,
Die laue Luft so lind zu fühlen.
Dort wo sich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufsteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben;
Da hat das Wunder sich begeben,
Daß durch mag'sche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch schauen,
Jedweden Frühling in den stillen Auen.

In süßer Lust gefangen,
Den sehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen sich ergebend,
Einzig sein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Seelig der seel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne streiten,
Ein bitt'res Ende süßer Lust bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen,
Die Huldin sterben sehen.

Auch todt noch will er sich von ihr nicht trennen,
Wähnt, das sie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmahl zu durchschauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünstig noch zu lieben
Den süßen Körper fühlt er sich getrieben.
An dem Sarge festgebunden,
Schwinden ihm die schnellen Stunden.
Nicht Durst noch Hunger fühlend,
Spricht er mit seinem Schmerz nur spielend.
Die Diener seh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin der Weise,
Oeffnet den Sarg so leise,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entschlafen,
Und zieht den Ring vom Finger
Der schönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frey nun wird von Schmerzen.

Der Zauber ist verschwunden,
Von dem Wahn entbunden,
Will Karl schon entfliehen,
Einsam auf Berge ziehen.
Da sieht er stille Seen
Vor seinen Augen stehen.

Sind die Schmerzen gleich verschwunden,
Fühlt er sich dennoch fest gebunden.
Das stille Wasser ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring versenket
Der Weise, der auf seine Rettung denket;
Drum nach den stillen Seen
Muß sein Auge immer sehen.

Sankt Reynold.

Sankt Reynold als Einsiedel war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergessen hatt' er ganz und gar
Des Ritters Lust und Leben.
Er sucht sich seine Wahlstatt aus
Bey Kölln, der Stadt am Rheine,
Daselbst zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünscht er noch alleine.

Der Bau war all sein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er seh'n das Werk,
Sodann nur sterben friedlich.
Schon sieht er, wie der Bogen springt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunst gelingt,
Ist fertig die Kapelle.

Vom Bauen ist Verdruß nicht weit,
Herr Reynold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Lüsten.

Der alte Ritter sich ihm regt
Ob diesem faulen Wesen,
Treulich mit Fäusten er sie schlägt,
Schilt sie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdrossen seyd,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwatzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wollust pflegen;
So seyd ihr schlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen soll,
Daß sie zu Frommen taugen."

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang ist er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er sich gedulden kann
Das Gotteshaus zu schauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab sich selber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie sie ihn möchten fassen,
Bereden sich zu schlimmer That,
Weil sie sein Strafen hassen.

Faulheit vor allem in der Welt
Ist wohl die ärgste Sünde;
Der Böse fest den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reynold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;
Beginnen die zu murren laut,
So sollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtsam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen sie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da flieh'n sie wie vom Donnerschlag,
Verrückt in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn sogleich erkannten;
Erschrocken knien sie bey ihm hin,
Für ihn zu Gott sich wandten.

Prachtvoll ward er bestattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der schwarzen Trauerleute,

Und in der schönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In schwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handschuh ziert den Sarg,
Den Helmbusch sieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erschlagen war,
Auf dieser selben Stelle,
Ward neu errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

Das versunkne Schloß.

Bey Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So schritten zween Wand'rer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wand're schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der jüngste von den zween,
Bereit der Frage war.
Er sprach, das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar.
„Als noch die Burgen stunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt' er den stolzen Muth."

„Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund."

So sprach von jenen Leiden
Der jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beyden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprichst du falsch o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn."

„Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht."

„Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust."

„Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück."

„Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Banden dieser Welt."

„So dünkt mich, daß die Geister
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir seh'n wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt."

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit.
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin."

So treten nun die Dreye
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alsogleich."

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen,
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen,
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Sehn sie, die ihm nachschaun,
Rauschen empor die Wogen,
Sehn es mit Lust und Graun.

Eintritt in die deutsche Schweiz.

1804.

Freyer athmet schon die Brust,
Höher schlägt einsame Lust,
Friede ist es, was hier weht,
Sanft zu inner'm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer stürmt,
Wie sich Berg auf Berg anthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr schweift,
Hier auf stiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Ernst zu uns hernieder strahlt.
Seelig, wer da Hütten baut,
Einsam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz sich selbst in sie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz gesenkt,
Der den Dichter auserkohr,

Daß er brächt' ans Licht hervor
Alten Heldengeistes Spur,
Stiller Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wüsten Welt,
Die uns All' in Fesseln hält.
Möcht' ich einst so glücklich seyn,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieser schönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiedersehn!

Im Speßhart.

1806.

Gegrüßt sey du viel lieber Wald!
  Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
  Erinn'rung mir die Brust.

Jahrtausende wohl stand'st du schon,
  O Wald so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
  Und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Aeste Bug,
  Und das Gebüsch wie dicht,
Was golden spielend kaum durchschlug
  Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf,
  Die Stämme grad' und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf,
  Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
  Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
  In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
  Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
  Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
  Du dunkle Waldesnacht!
Der Freyheit Sohn sich dein gefreut,
  Und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg;
  Zu diesem grünen Zelt,
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
  Frey war noch da die Welt.

Wechselgesang.

Der Alte.

Es blinkt im Krystall das flüßige Gold,
Trinke die Wellen, den müßigen hold!
In Flammen laß' baden fröhlich den Muth,
Gleich Blumen und Stern scheint Traubenblut.
Laß' dir verkünden ein trunknes Wort,
Vom Licht des Demanten am dunkeln Ort.
Ein feuriges Wasser ist Stein doch der Kern,
Feuer und Wasser umarmen sich gern;
Sie ziehn sich und fliehn sich, verschwunden dem Blick,
In Blumen bleiben sie gebunden zurück.
Das feurige Wasser des Steines im Kern
Schießt wieder zusammen im Blumenstern.
Die Blume verduftet, es duftet die Frucht,
Den flüßigen Geist entreißt man der Flucht,
Da lebt und wogt er im goldenen Trank,
Winket uns lüstern aus leuchtendem Schrank.
Nun sprich mir und sage von deiner Braut,
Deine Lust sey kühn dem Alten vertraut.

Der Junge.

O Mannes Lust, zu lieben den Freund;
Wie das Auge der Braut ist lieb mir der Freund;
Der Freuden Vertrauter, im Leiden Rath,
So mild in Worten, kraftvoll zur That.
Wie soll ich, Meister, die loben genug,
Deren Blick wie ein Blitz von oben mich schlug?
Hoch ist die Gestalt, aller Wonne Lust,
Das Aug' ist dunkel, stolz schwillt die Brust.
Den Heldinnen gleich, nicht sterblichen Weibes,
Die Gliederfülle des herrlichen Leibes.
Die schwarzen Locken voll umflammen das Haupt;
Wem des Mundes Blume sich öffnet, der glaubt,
Es werd' aus der Brust das Herz ihm geraubt.
Wem er lacht, wohl ist der Schmerz dem geraubt.
Aller Kraft entrafft, vor Wonne krank,
Schmacht' ich so in Lust, fern von Wein und Gesang;
Dich reden hör' ich gern von Wein und Gesang,
So red' im Liede, nimm des Liebenden Dank.

Der Alte.

Ich kenne sie auch, die Blume des Lebens,
Der Frauen Schöne, die Blume des Strebens;
Des schüchternen Mädchens schlanke Gestalt,
Des ängstlichen Flüsterns Zaubergewalt,
Die zarte Blüthe, das goldne Haar,
Das fromme Auge des Kindes klar;

Das zierliche Weib dann zum Scherze gesinnt,
Muthwillig wie lüsterne Knaben sind;
Bezaubernd wie sie sorglos sich zeigt,
Verstohlen winkend, wem sie geneigt;
Die blühende Mutter auch, Sonnengleich,
Im Kranze der Kinder noch blumenreich.
Wie die hohe Jungfrau doch keine blüht,
Wo auf voller Wange die Rose glüht;
Aus dunkelm Auge leuchtet ihr hoher Muth,
Wem es leuchtet, dem wächst wohl froh der Muth.

Der Junge.

Hoch fühl' ich den Muth mir schlagen wohl,
Froh in Lust vergeß' ich der Klagen wohl!
Der Liebe Kraft schafft mir Heldensinn
Und Heldentrieb, so jung ich wohl bin.

Der Alte.

So hör' ich dich gern, des Muthes genung
Schlägt noch in der Brust mir, du machst mich jung.
Nun höre von Wundern den Heldengesang,
Der Ahnen Denkmahl die Zeiten entlang,
Die Thaten der Ehre, Gedanken des Ruhms,
Glorreiche Zeiten des Ritterthums,
Der tapfern Kriegslust Zaubergewalt,
Dazwischen der Liebe hohe Gestalt.

Muthig wandeln wir zu gleichem Ruhm einst,
Wenn zum Thatenbund du dich mir vereinst.

Der Junge.

Dir folg' ich im Lied' und im Leben gern,
Dein Wort leuchtet mir wie der Liebe Stern.

Anruf.

Von Helden und Kaisern Kunde vernehmt;
Wer knechtisch denkt, entfliehe beschämt.
Den Deutschen sing' ich des altdeutschen Ruhms
Herrliche Blume des Adelthums.

Ich hört' und durchdachte manch Lied, manich Buch;
Der Kunde nachforschend in Fabel und Trug.
Leiht dann das Ohr mir, erschließt Euer Herz;
Ich sage von Siegen, Ruhm, Freud und von Schmerz.

Des Vaters Abschied.

Bruchstück.

Die Faust ist schwach, das Haar ist grau,
Ich mag kein Roß mehr lenken;
Das Herz, ich fühl' es, Sohn! genau,
Will sich zur Grube senken.
Nimm hier den Panzer, nimm das Schwerdt,
Zieh hin und sey des Vaters werth!

Grausam hält jetzt der Feind den Sieg,
Die Helden sind gestorben;
Schon dreyßig Jahre tobt der Krieg,
Und noch kein Recht erworben!
Vielleicht dem kommenden Geschlecht,
Grünt einmahl wieder Fried' und Recht.

An Siderie.

O könnte Trost vom Himmel scheinen,
Und Hoffnung in dein sanftes Herz!
Dein Leid, ich macht' es gern zu meinem,
Mitklagen wollt' ich, mit dir weinen
Und gäbe ganz mich hin dem Schmerz.

Als Thränen in dein Auge drangen,
Da rührt' es tief mir an die Brust,
Wie wir von Trauer all' umfangen,
Am Licht der Liebe einzig hangen,
In Sehnsucht, Schmerz und dunkler Lust.

Was mich bedrängt, das ruht verschlossen,
So wie in dunkler Grabeskluft;
Dein Anblick hat den Fels erschlossen,
Daß mild in Thränen hingeflossen
Der Gram aus seiner alten Gruft.

Dein Anblick, Huldin! hat aufs Neue
Mir innen das Gemüth bewegt,
Blume der Demuth und der Treue!
Daß ich der Erde gern mich freue,
Wenn sie noch solche Lilien trägt.

Wie wir am Abend aufwärts schauen,
Nicht wild in stürmischer Begier,
Mit sanfter Wehmuth zu den blauen
In Licht geschmückten Sternen-Auen,
So schau' ich, süße Magd, zu dir.

Ich sehe dich mit leisem Beben,
Obschon mich keine Furcht bewegt;
Rein bist du, frey, dem Gott ergeben,
Der, wie Gefahren dich umschweben,
Liebend die Arme um dich schlägt.

Der Deutschen Frauen Zier und Blume
Seh' ich in deinem Bild erneut,
Die einst zu schönrer Zeiten Ruhme,
In frommer Minne Heiligthume,
Geweihter Helden Aug' erfreut.

Fülle der Liebe.

Ein sehnend Streben
Theilt mir das Herz,
Bis alles Leben
Sich löſ't in Schmerz.

In Leid erwachte
Der junge Sinn,
Und Liebe brachte
Zum Ziel mich hin.

Ihr edle Flammen
Wecktet mich auf;
Es ging mitſammen
Zu Gott der Lauf.

Ein Feuer war es,
Das alles treibt;
Ein ſtarkes, klares,
Was ewig bleibt.

Was wir anstrebten,
War treu gemeynt;
Was wir durchlebten
Bleibt tief vereint.

Da trat ein Scheiden
Mir in die Brust;
Das tiefe Leiden
Der Liebes Lust.

Im Seelengrunde
Wohnt mir Ein Bild;
Die Todeswunde
Ward nie gestillt.

Viel tausend Thränen
Flossen hinab;
Ein ewig Sehnen
Zu Ihr ins Grab.

In Liebes Wogen
Wallet der Geist,
Bis fortgezogen
Die Brust zerreißt.

Ein Stern erschien mir
Vom Paradies;
Und dahin flieh'n wir
Vereint gewiß.

Hier noch befeuchtet
Der Blick sich lind,
Wenn mich umleuchtet
Dieß Himmelskind.

Ein Zauber waltet
Jetzt über mich,
Und der gestaltet
Dieß all nach sich.

Als ob uns vermähle
Geistesgewalt,
Wo Seele in Seele
Hinüberwallt.

Ob auch zerspalten
Mir ist das Herz;
Seelig doch halten
Will ich den Schmerz.

Andenken.

Es ist ein Kind in Weibesblüthe,
Das steht mir ewig im Gemüthe,
Und nimmt mir die Gedanken hin;
Wo Sie ist, flieh'n dahin die Tage,
Und ist sie fern, so füllt die Klage
Mir wonnevoll den stillen Sinn.

Laß mich von ihrer Schönheit schweigen,
Sie bleibt in Ewigkeit mein eigen,
Doch bring' ich sie zum Opfer dar:
Die Seele, die Du einzig liebtest,
Die Du in Lieb' und Leiden übtest,
O Herr! dein Bild und dein Altar.

In Trauer leuchtet ihre Schöne,
Der Brust entfließen Klagetöne,
Sie ist des Himmels Zauberkind;
Ach könnte sie vom Schmerz genesen,
Und könnt' ich ihre Banden lösen,
Ich eilte zu ihr, schnell und lind.

Wie würden wir uns seelig fühlen,
Es blühte aus den Frühlings Spielen
Ein himmlisch Leben wohl hervor;
Mit Geistes Arm wollt' ich sie fassen,
Die zarte Seele nie mehr lassen,
Und risse sie zu Gott empor.

Dort sänken wir am Throne nieder,
Und sängen dankbar Liebeslieder,
Und blieben ewig dann bey Gott;
Da endet alles Erdenweinen,
Kann uns das Leben nicht vereinen,
Vermähl' uns du, o süßer Tod!

Und soll ich denn bey ihr nicht weilen,
So laß mich durch die Welten eilen,
Und sende deinen Diener fort;
So weit den Geist die Flügel tragen,
So weit der Liebe Wellen schlagen,
Ein treuer Bote deinem Wort.

Ihr Geister aber, Euch befehle
Zur Obhut ich die Engel-Seele
Daß Ihr die Schwester wohl bewacht;
Eilt zu ihr hin auf jede Klage,
Umschwebet ihre flücht'gen Tage,
Gießt Licht in ihrer Leiden Nacht.

V.

Lyrische Gedichte.

Gebet.

Wie könnt' ich Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich sichtbar führt?
Das Unglück soll mich nicht zerschlagen,
Dankbar hab' ich es oft gespürt.
Nun fühl' ich recht ein fest Vertrauen,
Ruhig auf was da kommt zu schauen;
Dein Wink ist was mich trifft, dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht streben.

So lange der Natur in Armen,
Der erstgebohrne Erdensohn
An ihrer Brust nur will erwarmen,
Wo fände wohl sein Herz den Lohn?
Da muß er bald sich freu'n, bald weinen,
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen dann getrennt,
In wüster Leere umgetrieben,
Flieh't ihn das Leben, wie er's kennt,
Er fühlt den Tod in seinem Lieben.

Nun aber weiß ich, wie du leitest,
Die selber sich dir anvertraut,
Wie allen du den Weg bereitest,
Die du als Kinder hast geschaut.
Endlich erwacht vom ird'schen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebete,
Wo dieser Erd' der Geist entwallt
Zu Gott als seiner Ruhestätte.

Wer einmal, Herr! dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geisteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsstufen,
Wo deiner Liebe Hauch ihn hält;
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an dich zu ew'gem Bunde.
Frey von der ird'schen Fessel Band,
Dem weltlichen Geschick entzogen,
Leitet fortan ihn deine Hand
Durch dieses Daseyns wilde Wogen.

So laß' auch mich nicht untersinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,
Gehorsam folg ich deinen Winken,
Dein ist mein Trachten, dein mein Blut.

Und woll'n mich Schmerzen wild ergreifen,
Der Trauer Sturmwind unstät schweifen,
So führe du mir Freunde zu,
Die dir getreu in gleicher Liebe,
In's Herz mir hauchen sanfte Ruh,
Männlich vereint mit starkem Triebe.

Mit Muth soll sich der Mann umkleiden
In dieser wilden Zeiten Sturm,
Standhaft dastehn in allen Leiden,
Im wüsten Meer ein Felsenthurm;
Je grimmiger die Feinde schnauben,
So fester an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt,
Wenn einst die ird'sche Pforte offen,
Der Geist hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen.

An den Retter.

1803.

Eile herbey zu retten,
O Menschensohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß dich den Tod gelüsten,
Zum zweytenmale dich mit Sieg zu rüsten!
Des Tiegers grimme Klauen
Zerreißen deines Frühlings Blumenauen;
Der Banden all' entlassen,
Wankt alles, wogt und kriegt in wildem Hassen;
Wer treu noch, ganz verrathen,
Wird schlimm gelohnt der alten Tugend Thaten.
Laß, wieder zu erscheinen,
Dich endlich doch erflehen von den Deinen!
Zu dir den frohen Glauben,
Soll keiner Arglist Finsterniß uns rauben.
Als König wirst du kommen,
Des Herzens Opfer ist schon angeglommen;
Nicht ferne sind die Zeiten,
Da man dir wird die Lagerstatt bereiten.

Als Löwe wirst du siegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen;
Strafend den Fürst der Bösen,
Wirst du vom schlimmen Joch dein Volk erlösen.
Der Ehre treu dem Rechte,
Sind dennoch jetzt auch deines Volks Geschlechte;
Vereine du nur wieder
Zu einer Treue Bund die Heldenbrüder.
Den wir als Retter grüßen,
In Liebe sinkend zu des Königs Füßen,
Laß deine Lieb' uns erben,
Kämpfend gleich dir den schönen Tod doch sterben.

Auf dem Feldberge.

1806.

Wie still ist es hier oben,
Wo kein Gebüsch mehr blüht,
Ueber die Berg' erhoben,
Wo nie der Sommer glüht;
Wo selbst der Schall verklungen,
Kein Vogel je gesungen,
Sein froh gesellig Lied.

Zum Teppich Moos gebreitet,
Auf wüstem Heidefeld
Die Felsen weich umkleidet;
Wohin das Auge fällt,
Von Berg, Thal, Schloß und Wäldern,
Städtebesä'ten Feldern,
Ein' unermeßne Welt.

Den Wanderern zusammen
Lodern einsame Flammen
Am Felsenbette auf;
Oede den Pfad herauf,

Ein schaurig Thal zur Seite,
In nebelferner Weite
Schimmernd der Ströme Lauf.

Und wie ich nun betrachte,
Was mir das Herz erfreut,
All sorgsam das beachte,
Da wird es klar so weit;
Ich sehe sich entfalten
Vor meinem Blick die alten
Kunden der grauen Zeit.

Nach Kriegerweise handeln,
German'scher Männer Schaar,
Seh' ich sie da und wandeln;
Wo einst ihr Lager war,
Auf jenes Berges Höhen,
Dünkt mich sie noch zu sehen,
Den König auch fürwahr.

Aus diesen selben Zeiten,
Scheinend im Nebelrauch,
Sind wohl, die dort sich breiten,
Die Hühnengräber auch;
Sich wehrend der Gewalten,
Lebten da frey im Walde
Sie treu dem alten Brauch.

Dann durch die Schranken dringen,
Im hohen Sieger Glück,
Die Helden vor und bringen
Freyheit der Welt zurück.
Es strömt die Fluth der Schmerzen
Mir fragend hin zum Herzen;
Wer bringt sie uns zurück?

Huldigung.

Im Sommer 1806.

Wem soll unser Herz denn huld'gen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergeh'n die Sündenschuld'gen,
Aber wann erscheint der Held?
Hoffnung zeigt sich schon von weitem,
Wenn der Glaube nur nicht sinkt;
Laßt den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einst bezwingt.

Einmal wird das Glück sich wenden,
Schnelle wankt des Bösen Macht,
Einmal muß der Greuel enden,
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Uns'rer Ahnen alte Kunde
Ist es, was mir Hoffnung giebt;
Wann, belehrt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die schöne Freyheit hin;
Deutschland mußte Fesseln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schaar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchster Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieses edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem, grimm'gem Streiche
Sich zerstört die deutsche Welt;
Ja auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiserhaus,
Wie die Zwietracht sich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolf, dessen feste Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, dessen Jugend
Reich umgürtete das Glück;
Doch vor allen unerschüttert
Ferdinandes hoher Muth,
In dem wildsten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Hut.

Jetzt noch leben Heldensprossen
Von dem heiligen Geschlecht,
Das, so oft auch Blut geflossen,
Wiederbrachte Fried' und Recht.
Drum, bis zu den letzten Tagen,
Wachse dieses Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geschafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald;
Fürsten sind die Frey' und Kühnen
Edel ist des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wann die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' getrennten einte,
Sey als König uns begrüßt.

Frieden.

Im Sommer 1806.

Wohl mag in diesen Zeiten
Verrath die Flügel breiten,
Das Edle untergeh'n;
Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie mocht' es wohl besteh'n?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Bissen,
Von Gier und Angst zerrissen,
Nichts Hohes athmen soll?

Soll aber schon hienieden,
Von Gott herab, der Frieden
Gürten der Erde Brust,
Daß fern der Mensch von Reue,
Sich Eins in schöner Treue,
Des Himmels sey bewußt;

So kehrt zu Gott zurück!
Des Glaubens hohe Palme,
Der Hoffnung Segenshalme
Bringt euch der Liebe Glück.

O laßt das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag,
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen,
Der Herr uns einst versprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seyd wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So schweigt der wilde Sturm.

Als Gott ihr widersprochen,
Die Treu' ihm habt gebrochen,
Da war es, wo's begann;
Ihr wolltet alles fassen,
Als wild ein wüthend Hassen
Mit Blindheit euch umspann.
Der Tod entstieg dem Grab
Die Liebe war entflohen,
Voll Mitleid sahn die hohen
Mächte auf uns herab.

O Thorheit zu beweinen,
Daß, blinden Wahns, will meynen
Der Mensch, er sey nun frey;
Und doch in tiefem Herzen
Die rettungslosen Schmerzen,
Der schöne Bund entzwey.
Es riß des Lebens Band,
Daß alles los nun schwebet,
Im Sturme zagt und bebet,
Findt keiner Hoffnung Land.

Was schnöde ihr zerstörtet,
Da ihr euch selbst bethörtet,
Kann Hochmuth nicht erbaun.
Was möchtet ihr ersinnen?
Ihr seht es all' zerrinnen,
Habt selber kein Vertraun.
Was Gott uns liebend gab,
Wie mögt ihr's neu erschaffen?
Der Mensch kann sich nichts schaffen,
Als nur sein eigen Grab.

Soll Friede denn euch blühen,
Müßt erst in Liebe glühen,
Erschließen euren Sinn;
Laßt euch die Worte mahnen,

Kehrt zu den alten Fahnen,
Getreuer wieder hin!
In stiller Brust genährt,
Muß Fried' und Demuth wohnen,
Der alte Glaube thronen,
Eh' Heil uns wiederkehrt.

An den Ufern des Mayns.

Hier, wo um weinbekränzte Hügel
Der Strom sich schlingt,
Sanft gleitend, wie des Schwanes Flügel,
Erfrischend durch die Wiesen dringt,
Des Schiffleins stille Bahn gezogen
Auf schlangengleich gewundnen Wogen
Sich um die Berge schwingt;

Hier, wo im fruchtbegabten Thale
Der Rebe Kraft,
Genährt vom starken Sonnenstrahle,
So goldnen Weines Trank erschafft,
Der einst die Enkel noch erheitert,
Zu Liedern ihre Brust erweitert,
Den Muth der Sorg' entrafft;

Wo froh gesinnt die deutschen Franken,
Voll Kraft und Lust,
Am schwachen Trübsinn nie erkranken,
Fröhlich des freyen Muths bewußt;

Wie einz'le Blumen auf den Fluren,
Zeigend der alten Sitte Spuren,
Der alten Deutschen Lust;

Hier rührten muthig linde Lieder
Mir an das Herz,
Die alten Ströme brachen wieder
Hervor, und es verschwand der Schmerz.
Was sanft im Lied' ergossen weinet,
Starrt schweigend innen sonst versteinet,
Wie kaltes grauses Erz.

Doch, gleitend auf des Liedes Wellen,
Wird alles mild.
Oft spiegelt sich in diesen Quellen
Die Sonne und der Sterne Bild;
Fort wie des Lebens Schiff gezogen
Ist auch des Unglücks Sturm entflogen,
Und keine Zeit mehr wild.

Wohl muß ein ew'ger Frühling grünen
Dem seel'gen Mann,
Der seines Herzens nur erkühnen
Und sich den Freund verbünden kann.
Euch Wellen grüß' ich drum des Maynes,
Gar oft gedenkend des Vereines,
Der schöner dort begann.

An seinen Freund.

Im Herbst 1806.

O Bruder meines Herzens,
Ich fühle dieses Schmerzens
Seelezerreißend Band;
Die angstvoll bittern Wehen,
Wie deine Augen sehen
Bluten das Vaterland;
Und unsers Frühlings Bette
Ruchlosen Raubes Stätte.

Wie still es hier auch scheinet,
Mein Herz doch innen weinet,
Schwebt nur um jenen Ort;
Und wie sich Lüfte rühren,
Kann ich ein Grausen spüren,
Ich ahnde all' den Mord;
Je fern und fremd' entrückter,
So schmerzenvoll gedrückter.

Und doch bleibt Trost noch offen,
Ein nächtlich leuchtend Hoffen
Stählt innen mir die Brust.
Zwar Freyheit nicht von Ketten,
Kein unerwartet Retten,
Und keine ird'sche Lust;
Wer aber Gott sey eigen,
Wird jetzt sich glorreich zeigen.

Die Tage kehren wieder,
Vom Vater zu uns nieder,
Des heil'gen Marterthums;
So laß' den Muth nicht sinken,
Folge den Gottes Winken,
Ledig des ird'schen Ruhms;
Quillt Himmels Lieb' im Herzen,
Zerrinnen all' die Schmerzen.

Gedenke, wie vor Zeiten
Sich zarte Jungfrau'n weihten
Zu bitterm Tod und Qual.
Zerrissen und verachtet,
Ward nie ihr Blick umnachtet,
Nie schwankend ihre Wahl;
Im Blute noch gebadet
Lächeln sie lichtbegnadet.

Soll dann in Mannes Muthe,
Zu dulden für das Gute,
Nicht keimen gleiche Kraft?
Schöner aus tiefen Wunden
Wird uns der Kranz gewunden,
Als schnellem Tod entrafft.
So laß uns duldend schweigen,
Geheim der Zukunft eigen.

Die drey so einst verbündet,
Der Freyheit Reich gegründet,
Strahlen in Ruhmes Glanz.
Arm waren sie die Dreye,
Nur irdisch ihre Treue,
Doch ewig grünt ihr Kranz;
So laß uns zwey es gründen,
Den Gottesmuth entzünden.

Das Siegel unsers Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes,
Sey inniges Gebet;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entsteht;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Es kettet unsre Einung
Der Glaub' an die Erscheinung
Der Gottes Wiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten,
Und die noch künftig streiten,
Sind Bürger einer Zunft;
Wo zwey in Gott beysammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Als Bruder aufgenommen
Sey jeder uns willkommen:
Der einzig Gott nur liebt.
So wird der Bund sich mehren
Lichtmauer uns umwehren,
Woran der Feind zerstiebt.
Aus Keimen, zart verschlossen,
Wird bald ein Weltall sprossen.

Allmächtig ist die Treue,
Und jedes göttlich Neue
Tritt langsam in die Zeit;
So duldend mußt' entfalten
Und himmlisch sich gestalten,
Die erste Christenheit;
Aus einem Meer von Thränen
Stieg auf das Licht des Schönen.

Vielleicht, daß einst dies Dulden,
Doch unsers Gottes Hulden,
Sich wendet noch in Tod;
Daß wir noch glorreich sterben,
Folgend die Palm' erwerben
Dem himmlischen Gebot;
Wie jene freud'gen Schaaren,
Die Gottes Helden waren.

Nicht da, wo wild vergossen,
In Strömen Blut geflossen,
Blüht nur der Heldensinn.
Die irdische Zerstörung,
Der grimmen Lust Bethörung,
Wie brächte sie Gewinn?
Nur wer sich Gott ergeben,
Lebt recht ein Heldenleben.

Der Hölle selbst entstiegen,
Ist jedes blut'ge Siegen,
So nicht für Gott geschieht;
Zum Kampf soll sich bereiten
Der Christ, für Gott zu streiten,
Bis der ihn zu sich zieht.
Des Muthes woll'n wir stehen,
Sollt' alles auch vergehen.

Anruf.

Zu Anfang des Jahrs 1807.

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja schon sterbend,
Doch den Hader nicht vergessen,
Dünkels noch vermessen,
Nicht vernehmt die Hand, die euch geschlagen!
Fruchtlos ohne Reue,
Schallt nur eitel euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue,
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, woll'st vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verschwinde,
Alle deines Heiles Licht erkennen,
Und in dir verbündet,
Gern sich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürft' erzittern
Wohl dein Volk, wenn einig wieder,
Es wie eh'dem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben?
Gottes Himmel offen,
Mag Zerstörung uns umschnauben,
Steht nur fest der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupt das Schicksal rauben.

Innen keimt, das Herz bethörend,
Selbstzerstörend,
Hier ein Gift, uns zu umschlingen,
Fesselnd zu durchdringen,
Bis wir dann dem Tode Preis gegeben.
Eitlen Dünkels Streiten,
Kalter Habsucht zaghaft Beben,
Muß dem Feind den Weg bereiten,
Und umgarnt mit Ohnmacht unser Leben.

Heiland, der die Welt errettet,
Als umkettet
Sie von ird'schem Ruhme trunken,
Lag in Lust versunken,
Sterbend hießest Liebe auferstehen!
Müssen deine Krone

Wir so arg verspottet sehen,
Darf der Mord mit grimmem Hohne
Wüthend so durch deine Saaten gehen?

Auf der Zeiten Woge schwankend,
Kraftlos wankend,
Will das Schiff des Glaubens sinken,
Ihm kein Stern mehr winken,
Daß die Treuen schon verstummt erblassen.
Nirgends schimmert Rettung,
Sturmwind naht sie zu umfassen,
Und in schrecklicher Verkettung
Will ein Räuber nun das Steuer fassen.

Einsam muß der Treue wallen,
Einsam fallen,
Wandeln an dem öden Strande
Ohne Liebesbande,
Mühevoll durch Neid und Sorge ziehen.
Kraft ist seinem Munde
Wort und Lied umsonst verliehen,
Jeder hohen Gotteskunde
Sieht er Hohn ihm lachend all' entfliehen.

Eitel strömen aus der Kehle,
Ohne Seele,
Wort und Rede, mehr verwirrend

Noch den Geist, der irrend
Sich den Schein zur Wohnung hat erkohren;
Mit den Zeichen spielt er,
Deren hoher Sinn verlohren,
Nach dem eitlen Schimmer zielt er,
Todt schon lebend, und dem Nichts gebohren.

Soll dies Elend nimmer enden,
Nie sich wenden,
Soll erloschen und verdorben,
Innen ganz erstorben,
Gott, dein Ebenbild der Mensch verlieren?
Soll sich tief erniedernd
Blöd' er wandeln gleich den Thieren,
Keinen Laut der Lieb' erwiedernd,
Soll nichts göttlich's mehr die Erde zieren?

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für das Licht gestritten,
Und den Tod erlitten,
Das Gespenst der Hölle zu zerstören;
Er, der all' vereinet,
Die den Ruf der Liebe hören,
Wird, so weit der Himmel scheinet,
Seiner Kämpfenden Gebet erhören.

Ja, es nahen schon die Tage,
Wo die Klage,
Sich in Wonn' und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finsterniß und Gutes ernst sich scheiden;
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt das fromme Leiden,
Angstvoll klagt der irdisch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

Diese Felsen, die jetzt brechen,
Alle sprechen
Von der göttlichen Erscheinung.
Seelige Vereinung
Erndten bald, die treu dem Ziel ausharrten;
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir drum des Morgens warten,
Muthig ob der Hoffnung Funkeln,
Das zur Sonne wird in Gottes Garten.

An Corinna.

1807.

Von Lieb' und Schmerz verwundet,
Hat wohl dein Geist erkundet
Des Lebens Wonn' und Pein.
Durch harter Willkühr Bande,
Getrennt vom Vaterlande,
Fühlt sich dein Herz allein;
Und wenn die Schranke fällt,
Du wieder aufgenommen,
Entflieh'st du, ach! beklommen
Aus dieser fremden Welt.

Du sahst des Elends Spuren
Auf jenen schönen Fluren,
Wo alle Künste blühn;
Des Krieges rauhes Wetter
Umstürmt die kühnen Retter,
Die für die Freyheit glühn;
Um schroffer Felsen Riff
Wird schwankend fortgezogen,
Auf wilden Meereswogen,
Im Sturm des Lebens Schiff.

Kühn wachsen Nordens Klippen,
Doch nie entfließt den Lippen,
Der holden Freude Laut.
Weh' auch, wer Schmeichellüften,
Des Südens Blumendüften,
Die Sinne hat vertraut.
Es baut der Geist sein Grab
Im Felsen der Gedanken,
Matt fühlt die Seel' erkranken,
Wer sich der Freud' ergab.

O hartes Loos der Erde,
Daß nichts vollendet werde,
Ward uns voraus bestimmt.
Kein Sehnen mag es wenden,
Bis aus des Todes Händen
Der Mensch die Heilung nimmt.
Ja, auch der Liebe Glück,
Durchleuchtet nur vergebens,
Die dunkle Nacht des Lebens,
Läßt einsam uns zurück.

O möchte Trost sich nahen,
Gesang dein Herz umfahen,
Dir gleiten in die Brust!
Laß dir ein Wort verkünden,

Der Hoffnung Licht anzünden,
Von ewig heitrer Lust.
Ja, schon hienieden grünt
Des Himmels seel'ger Garten,
Wer heimlich sein zu warten,
In Demuth sich erkühnt.

Da gilt kein Schmerz noch Sterben,
Ein jeder mag erwerben
Den milden Friedenskuß.
Da welken keine Blumen,
In diesen Heiligthumen
Quillt neu stets der Genuß.
Was unsre Brust zerstört,
Löſ't hier sich auf in Wehmuth,
Und vor der heil'gen Demuth
Flieht was uns einst bethört.

Ja, auch des Nordens Schauer
Entkleiden sich der Trauer,
In sanftem Frühlingsglanz;
Die neubelebten Fluren
Geschmückt mit Himmelsspuren,
Umflicht der Liebe Kranz.
Es weicht des Nebels Grau,
Das Licht scheint hell und heiter,
Der Blick dringt immer weiter
In das gestirnte Blau.

Die schon im Tod verlohrnen
Und die noch ungebohrnen
Sind alle liebend Eins.
Der Sternenwelten Geister
Sind Glieder auch und Meister
Des irdischen Vereins;
In allen schlägt Ein Herz,
Schlägt hin in freyen Wellen,
Hin zu der Liebe Quellen,
Zu löschen jeden Schmerz.

Ja, seelig macht der Glauben,
Die Welt mag dem nichts rauben,
Der sich der Lieb' ergiebt;
Es blüht ein neues Leben,
Die Himmel niederschweben,
Je inniger man liebt.
Da flieht die Reue weit,
Da mag kein Stachel bluten,
Doch in den ird'schen Fluthen
Gilt ewig wüster Streit.

So sterbe denn, was sterblich,
Wirf von dir, was verderblich,
Vergiß das Frevelland;

Es knüpft an alle Seelen,
Die frey das Schöne wählen,
Dich fest ein hohes Band.
Auch steht noch unbesiegt
Der Freyheit Fels im Meere,
Der Zeit zur hohen Lehre,
Daß nie der Muth erliegt.

Soll aber alles sinken,
Kein Licht der Hoffnung winken,
Bleibt die Erinn'rung doch;
Jahrhunderte versanken,
Unsterblicher Gedanken
Gebilde athmen noch!
Und jene ew'ge Stadt,
Umfassend alle Zeiten,
Die sanfter dort entgleiten,
Winkt dir als Ruhestatt.

Rückkehr des Gefangenen.

Zu Ende des Jahrs 1807.

Väter, Söhne, Brüder, strömt herbey!
Den die Ketten nicht bezwungen,
Ist errettet, ist nun wieder frey.
Dem Gefangnen ist's gelungen,
Zu den Brüdern ist er heimgekehrt;
Sehnsucht hätt' ihm fast das Herz verzehrt,
Freude lös't jetzt alle Zungen.

Weil die Freude nun die Rettung preis't,
Die dem Krieg sein Schwerdt zerbrochen,
Sinkt erinnernd in sich selbst sein Geist.
Was gelitten, was verbrochen
Seine Brüder, fühlt sein deutsches Herz;
Muth im Auge, doch noch bleich von Schmerz
Hat die Wort' er ausgesprochen:

O seyd nur jetzo treuer,
So zeigt sich bald ein neuer

Morgen nach dunkler Nacht!
Wir haben viel erduldet,
Ja schlimm'res wohl verschuldet,
Und sind noch kaum erwacht.
Ein neuer Lenz soll grünen
Aus der Zerstörung Sieg,
Neu sich der Geist erkühnen
Und jeder Zwist versühnen
Nach langem Bürgerkrieg.

Sind uns'rer Zwietracht Strafen
Die Wunden, die uns trafen,
Nicht und das bittre Joch?
O wollt nicht länger säumen,
Mit wachen Augen träumen
In der Verwirrung noch.
Wie soll sich frey entfalten
Der edle deutsche Geist,
Und wieder groß gestalten,
Wenn ihr nicht erst die alten
Laster vom Herzen reißt!

Wo warst du deutscher Adel?
Man sah nur Schand' und Tadel
In deinem üpp'gen Thun.
Nach schnödem Golde trachtend,
Kein Recht noch Sitte achtend;

Was helfen sie dir nun,
Der eitlen Schwäche Krücken,
Und was des Bürgers Raub?
Du magst den stolzen Rücken
So knechtischer denn bücken
Bis nieder in den Staub.

Es zürne dem Gesange
Ob solchem herben Klange,
Kein wahrhaft Edler nicht!
Wohl blieben treu der Ehre,
Wie auch der Sieg sich kehre,
Und viele treu der Pflicht.
Als Kämpfer im Verhängniß
Vergossen sie ihr Blut;
Es beugt ja kein Bedrängniß
Und hält auch kein Gefängniß
Den freyen Mannesmuth.

Ihr, die Gott auserseben,
Die Wahrheit zu erspähen,
Begeistert hohen Muths;
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart ihr selbst Vernichter
Des anvertrauten Guts!
Nicht ward zum Spiel gegeben,

Und nicht zu eitlem Ruhm,
Zum Himmel soll anstreben,
Dieß innre Geistesleben,
Und ist ein Heiligthum.

Ihr wolltet alles richten,
Des eignen Volks Geschichten
Nur blieben unerkannt.
Wie habt ihr noch gestritten,
In der Zerstörung Mitten,
Um jeden nicht'gen Tand!
Was auch der Sturm zerschlagen,
Der Ichheit kalte Lust
Berauscht' euch, Neides Nagen,
Als ob kein Herz geschlagen
Euch in der hohlen Brust.

Ihr Fürsten auch des Landes,
Vergaßt des alten Bandes
Getäuscht durch fremden Trug.
Gewiegt in falschen Sitten,
Wart selbst ihr fremd inmitten
Des Landes, das euch trug.
Durch Reden und Ermahnen
Ward noch kein Sturm gedämpft!
O hättet ihr die Ahnen

Des Ruhms euch lassen mahnen,
Die ritterlich gekämpft.

Die ihr das Deutsche hemmtet,
Dem Recht' euch widerstemmtet,
Um eitlen Wahn und Lohn;
Ehrt jetzt die fromme Milde,
Vor Rudolfs, Karles Bilde,
Am alten freyen Thron,
Werft euch in Demuth nieder,
Ahmt ihren Enkeln nach!
Seyd ernst wie sie und bieder,
Seyd rechte Fürsten wieder,
Und werdet endlich wach.

Du Volk, das dankvergessen,
Nur tadeltest vermessen,
Was Hohes dir erschien;
In der Verblendung lebtest,
Unwürdig dich bestrebtest,
Was groß, herabzuziehn:
Bis dann die dir gesandten
Zu spät dein Loben preis't,
So manchen lang verkannten,
Unwürdig oft genannten
Von Gott erfüllten Geist.

Wann ehrtest du im Stillen
Der Kaiser biedern Willen,
Die es so treu gemeint?
Du folgtest jedem gerne,
Nur deinem rechten Sterne
War nie dein Sinn vereint!
Gern wüschet diese Flecken
Ihr jetzo von euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit eurem Blut erwecken
Die Helden aus dem Grab!

Frey ist von Schuld nicht einer,
Ja von uns allen keiner
Ist, der nicht schwer geirrt.
Nur laßt uns frey bekennen,
Und endlich das erkennen
Was uns so lang verwirrt.
Wir stehen in der Reihe
Der edlen Völker doch;
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Des Unglücks hohe Weihe
Giebt uns die Krone noch.

Wie der in wilder Wüste
Wohl einsam rufen müßte,

Wo ihn kein Auge sieht;
So in der jetz'gen Menge,
Recht mitten im Gedränge,
Erschalle du mein Lied!
Nicht Unheil nur verkündend,
Das überall ja droht,
Den Muth auch neu entzündend,
Die treu noch sind, verbündend,
Besiegend Schmach und Tod.

So lang' der Frühling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor;
So lang' noch Lieder schallen,
Des Herzens Flammen wallen
Zum Gott des Lichts empor;
Und hohe Forscher denkend
Die ew'gen Wunder sehn,
Den Blick zur Sonne lenkend,
Zur Tiefe wieder senkend,
Wird Deutscher Geist bestehn.

Und wären auch des Bundes,
Im Raum des Erdenrundes,
Genossen weit zerstreut;
Noch tönen ja die Lieder
In allen Herzen wieder,

Der Bund ist bald erneut.
Der Zukunft denn entgegen
Die schon sich offenbart,
Soll sich der Muth bewegen,
Die Hoffnung wieder regen;
Nur sey sie treu bewahrt.

Nicht kaltem Dünkel fröhne,
Kein Gottes Licht verhöhne,
Wem deutsch das Herz noch schlägt.
Nein, freud'ger Ruhm gegeben
Sey jedem großen Streben,
Wie es auch Nahmen trägt.
Laßt an der Treu' uns halten,
Die milder Friede lohnt,
Nicht irren Zwist uns spalten,
Den Geist nur in uns walten,
In dem die Wahrheit wohnt.

Also sprach er hohen Muthes voll,
Den kein Unglück hat bezwungen;
Nicht von Lob und eitler Klage scholl,
Was den Brüdern er gesungen.
Der gefangen war, ist wieder frey!
Väter, Söhne, Deutsche strömt herbey,
Ewig fest in Eins verschlungen.

Gute Zeichen.

1808.

Des Krieges grauser Arm umschloß die Erde,
Doch seh' ich wieder froher Hoffnung Zeichen,
Wie fern in Nacht das Ziel, das wir erreichen,
Wie Strom auf Strom auch noch vergossen werde.

Reuvoll, daß der Verrath belohnt nicht werde,
Hör' ich der Habsucht Wölfe heulend keichen;
Nicht mehr verborgen will der Tieger schleichen,
Zeigt kühn am Tag die blutige Geberde.

Drob zitternd will die falsche Brut verzagen,
Die Nacht ist finster, doch bey stillen Flammen,
Harret der stolze Adler auf den Morgen.

Der junge Löwe schlummert noch verborgen;
Wacht er, so stürzt des Tiegers Bau zusammen,
Drum lodert auf ihr Flammen, laßt es tagen!

Gelübde.

Zu Anfang des Jahres 1809.

Es sey mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du seyst befreyt;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Übermuth, Verrath
In deinem Schooß sich betten.

Wer hält, wem frey das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

Der Deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotte jeder der Gefahr,
Die Freyheit ruft uns allen;
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Übermacht
So woll'n wir doch zur Todes Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Freyheit.

1807.

Freyheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange
Athme Waldes Luft!

Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Ist es Freyheit nicht?
Diese Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne spricht?

Frey sich regt und froher
Ahndung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt.

Linde Blüthenwellen
Schlagen an und, schwellen
Höher stets die Lust.

Höher noch entzündet
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet,
Sich den Freund erkohr.
Für die Freyheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Wird der Geist nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn.
Kühnen Stolzes schlagen
Freye Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte
Noch der Freyheit Schild.
Jeder stark alleine,
Stärker in Vereine,
Ist des Ganzen Bild.

Doch die höchste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt sie alles auf.
Irdisch hier in Thränen
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Ist der ew'ge Morgen
Seinem Geist geschenkt.

Eins sind diese dreye,
Eine Freyheit ganz;
Einer Sehnsucht Weihe,

Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen,
Und des Himmels Glanz.

Freyheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Gesange
Rausch' in Adlers Klange
Athme deutschen Muth.

Bey der Abreise Ihro Majestät der Kaiserin
Maria Louise
Erzherzogin von Österreich. 1810.

Mischt sich Trauer denn in jede Lust?
Was der fromme Kaiser leidet,
Weil die hohe Tochter scheidet,
Fühlt jedwede treugesinnte Brust.
Hoffnung, die mit Trost uns weidet,
Du allein nur linderst den Verlust!

Hoffnung, daß der Leiden trübe Nacht
Sich in heitres Licht verkläre,
Daß des Schicksals ernste Lehre
Milde Frucht zum Lohn der Zeit gebracht;
Friede blühend wiederkehre
Durch der Unschuld göttlich holde Macht.

Heil der neuen Kaiserin, der Braut!
Wünsche hört man hoch erschallen;
Wie des Meeres Wogen wallen,
Strömt das Volk, das liebend nach Ihr schaut.
„Glück und Wohlfahrt, Heil'' von allen
Lippen tönt's, ein Einzger Seegenslaut.

„Immer glänz' Ihr Aug' in heiterm Licht,
Engel sollen Sie begleiten,
Schützend Ihr den Weg bereiten,
Daß es nie an Freude Ihr gebricht;
Ruhm auf jedem Schritt Sie leiten
Vor der Welt und Gottes Angesicht."

„Es umschweben strahlend Sie und mild
Aus der Reihe hoher Ahnen,
Alles Ruhmes Sie zu mahnen,
Jener frommen Kaiserinnen Bild,
Die auf würd'ger Tugend Bahnen
Wandelnd, oft der Völker Schmerz gestillt."

„Bey Ihr sey Theresia's Geist und Muth,
Die als Mutter auf dem Throne,
Nicht gefühlt den Druck der Krone,
Groß im Unglück wie im Glücke gut;
Und der Nachwelt Seegen lohne,
Was Ihr Herz noch Gutes wirkt und thut."

Der heilige Dulder.

1811.

Es ist ein Kämpfer mir bekannt,
Der nie hat Blut vergossen;
Fromm ist er und ein Hirt genannt,
Nur Seegen kommt von seiner Hand
Und himmlisch Heil geflossen.

Dem Geyer, der die Lüfte mißt,
Er hat ihm widerstanden;
Er kennt des Tiegers blutge List,
Den Drachen, der im Abgrund ist,
Frey wandelt er in Banden.

Hatt' ihn des Argen Trug bethört,
Verbergend seine Werke;
Schnell hat er sich von dem gekehrt,
Seitdem ist ihm die Kraft gemehrt,
Daß er die Brüder stärke.

Die Herrscher schimmern sonder Zahl
Mit Stolz auf ihren Thronen;
Doch faßt sie grimme Todesqual,
Sie müssen fort zum grausen Mahl,
Zerbrochen sind die Kronen.

Im Schlaf begraben liegt die Welt,
Und unten braus't die Hölle;
Im Himmel ist des Hirten Zelt,
Den keine irdsche Fessel hält,
Er eilt hinauf zur Stelle.

Geheiligt und verklärt schon hier
Schwebt er hinauf zum Lichte;
Sein Blut weiht er Erlöser, Dir!
Er sieht des Himmels Liebes Zier
In göttlichem Gesichte.

Ihn hindert nicht des Feindes Hohn
Im Glauben sich zu gürten.
Er ists, des Lichtes wahrer Sohn,
Werft Herrscher! euch von eurem Thron
Zu beten vor dem Hirten.

Gesang der Ehre.

Zu Ende 1812.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest;
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

Denn es siegt ja doch die Ehre
Bey dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

Drum sey jener hochgepriesen,
Kaiser Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den mächt'gen Ahnen
Er auf seinem Völker-Thron,
An den Ruhm der Zukunft mahnen,
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Zeichen, strahlend durch die Zeiten,
Neu die Welt uns zu bereiten.

Leuchtend ob dem Eisgefilde,
Wogen Feuer durch die Nacht,
Sühnend wird im Flammenbilde
Hier das Opfer dargebracht;
Völker fluthen im Gewimmel,
Kämpfend jauchzen sie zum Himmel.

Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festem Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder Eins im alten Bund,
Hoch als Sieger Ihm gelingen,
Alle bald den Retter singen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug;
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten;

Lichter Stern, der uns erschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frey die Erd' einst worden!

Unsre Zeit.

1820.

Siegeslieder hört' ich singen
In den Gauen weit und breit;
Unsers Volkes Ruhm erklingen
In dem Spiel der Eitelkeit.
Haltet ein, bethörte Lieder!
Gottes Flammen leuchten wieder
In das dunkle Meer der Zeit.

Sind die Dolche denn Befreyer,
Selbst der eignen bangen Brust?
Werdet frey erst, wahrhaft freyer,
Innen Gottes Euch bewußt!
Werft vor Seiner Kraft Euch wieder,
Vor dem ew'gen Rechte nieder;
Dann genießt der Ehre Lust!

Und Ihr andern wollt beschwören
Durch ein künstlich Nichts den Sturm?
Wen kann solch Geweb' abwehren,
Selbst zernagt vom Lügenwurm?
Was nicht Gott erbaut, muß fallen;
Also ruft die Stimm' uns allen,
Nieder stürzt der Babelthurm.

Fruchtet nichts mehr unser Beten,
Schließest Du der Gnade Born?
Willst die blut'ge Kelter treten,
Herr, in des Gerichtes Zorn?
Kommt der Heil'ge auf den Rossen,
Siegreich in des Worts Geschossen;
Schallt der Welt das Todeshorn?

Werfen wir aus Herz dem Vater
All die Schreckensorge nur;
Daß Sein Licht uns dien' als Rather
Und Sein Wort zur Lebensspur!
Es vergehn noch Sternentage,
Und Jahrhunderte voll Klage,
Eh' verklärt wird diese Flur.

Wenn dämonische Gewalten
Greifen an der Völker Herz;
„Wie läßt Gott sie also schalten?"
Klagen wir dann himmelwärts.
Soll sich neu die Welt gestalten,
Läßt er frey das Böse walten,
Bis das Licht entsteigt dem Schmerz.

Fluthen seh' ich furchtbar rauschen
Über Fluthen auf uns her;
Lüg' und Mord den Scepter tauschen,
Ein allblutig wildes Meer.
Niemand mag sich widerstemmen,
Keiner die Zerstörung hemmen;
Gott allein ist hier die Wehr.

Auf dem Meer doch haucht und lebet
Der das Licht dem Tod' entreißt;
Und ob der Verwesung schwebet
Gottes ew'ger Lebensgeist.
Also wird ein lichter Morgen
Brechen durch der Menschen Sorgen,
Wie der Strahl der Schrift verheißt.

Als den Mann des Todes weckte
Einst der Heiland aus dem Graus,
Wo den Leichnam Moder deckte,
In des Grabes dunkelm Haus;
Wenn schon selbst im Geist erschüttert,
Ob des Jammers Tief' er zittert,
Riß er ihn ans Licht heraus.

Denn es wirkt und schafft allmächtig
Sein befreyend Lebenswort.
Auf zum Himmel strahlt es mächtig,
Dringt bis in des Todes Ort;
Sturm und Meer sind ihm gewärtig,
Noch im Glauben gegenwärtig,
Führt's die Fluth gebietend fort.

Halte jeder fest den Anker,
Steige muthig nur ins Schiff;
Sicher fährt es hin ob schwanker
Meeresbahn und Klippenriff.
Durch die Fluthen wird sichs schlagen,
Hin zum Felsen rettend tragen,
Wer voll Glauben es ergriff.

Dieses Schiff ist es alleine
Was nie bricht in aller Zeit;
Dieser Felsen ist der Eine
Feste Grund der Ewigkeit.
Wenn ihn Morgenroth umleuchtet,
Gottes Thau den Stein befeuchtet,
Blüht er auf in Herrlichkeit.

Hier ist himmlisch Heil zugegen,
Fruchtbar grünt des Lebens Baum;
Liebesarme hält entgegen
Hier das Kreuz dem Weltenraum.
Sicher aus der Felsenwahrung
Quillt die ew'ge Liebesnahrung
Und verklärt den ird'schen Traum.

Wenn die Wurzeln dieser Pflanze
Bis zum Abgrund niederziehn,
Ist die Geisterwelt im Glanze
Voll von ihrer Zweige Blühn.
Hier auch soll sie sich ausbreiten,
Und der Wechsel aller Zeiten
Ist nur ihres Laubes Grün.

Also laßt den Kampf uns tragen,
Unser Felsen wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,
Bis Gott ruft: „Es werde Licht!"
Laßt uns streu'n des Lichtes Samen,
„Treu und Wahrhaft" ist Sein Nahmen,
Und gerecht ist das Gericht.

Ward aus Abend dann und Morgen
Einst der neue Schöpfungstag,
Wo, was Herrliches verborgen
War, vor Gott erglänzen mag;
Wird zum Paradies die Wüste,
Kraft des Strahls, den hier begrüßte
Unsrer Liebe Flügelschlag.

VI.

Geistliche Gedichte.

Klagelied der Mutter Gottes.

Es weint das Kind schon Liebesthränen,
Und fühlt ein ängstlich Muttersehnen,
Wenn es das Licht erst kaum erblickt;
Zu ihr hin schlägt es auf die Augen,
Will an dem Herzen fest sich saugen,
Das kleine Wesen, süß beglückt.

Der Jüngling flieht in Waldesdunkel,
Nachtwandelt still im Mondgefunkel;
Um Liebe klagt sein irrer Sinn.
Bald steht er da am frühen Grabe,
Und der Erinn'rung Todeshabe
Bleibt für den Erdensohn Gewinn.

Es drängt den Mann zu Kampfesthaten,
Für Licht und Recht zu dulden, rathen,
Ob seiner Väter Land und Haus;
Drob blutend in der Todeswunde,
Haucht treu noch da dem Bruderbunde,
Er gern den freyen Athem aus.

Es klagt im Schleyer um den Gatten,
Der Söhne Trübsal, oft im Schatten
Der öden Nacht, das Witwenherz;
Ihr steh' ich hülfreich in der Nähe,
Bis zu dem Retter in der Höhe
Aufsteigen kann ihr frommer Schmerz.

Bedrückt, armselig, mühbeladen
Wandelt der Knecht auf Dornenpfaden,
Erseufzend oft dem harten Joch;
Mitleidig durch das Erdgewimmel,
Blickt freundlich doch auf ihn der Himmel,
Labt ihn am stillen Abend noch.

Auch den Beherrscher auf dem Throne
Drückt nieder seine Eisenkrone,
Er sehnt sich nach dem kühlen Grab;
Sein Herz bedrängen Unheilswogen,
Der Traum der Zeit ist schnell entflogen,
Und schlingt die Völker mit hinab.

Es lächelt noch der Sonn' entgegen,
Rückschauend auf des Lebens Wegen,
Mit sanftem heitern Blick der Greis;
Er lächelt ob der Jugend Leiden,
Und trauert um der Menschen Freuden,
Singt still der ew'gen Liebe Preis.

Der Sünder auf dem Krankenlager,
Er schreyt zu Gott, von Grame hager,
Fühlt Liebe in der wehen Brust;
Da träufelt in die wunden Glieder
Die ew'ge Gnade Balsam nieder,
Ihm naht im Tode Himmelslust.

Wer still und fern vom Weltgewühle
Den Himmel sucht mit dem Gefühle,
Einsam versenkt in die Natur;
Dem kann ihr Schein den Geist nicht füllen,
Es kann nur Gott das Herz ihm stillen,
Im wilden Thal der ird'schen Flur.

Doch sprechen dunkler Liebe Spuren
Noch laut aus allen Creaturen,
Die Gottes Vaterhand erschuf.
Es wollen noch zusammenstimmen,
Zerrissen einsam, alle Stimmen,
In seiner Allmacht Herzensruf.

Klagend schreyt auf das Thier der Wüste,
Als ob es um sein Leiden wüßte,
Von Gluth versengt und Durst entbrannt;
Und wiederhallt es aus den Klüften,
Weil Raubgeflügel in den Lüften
Herniederkrächzt vom Felsenrand.

Lechzend am Quell mit durst'gem Munde,
Den Pfeil im Herzen, kühlt die Wunde
Der Hirsch, des Waldes hohe Zier!
Weil Thränen noch dem Aug' entbeben,
Entquillt der Brust das warme Leben,
Und nieder sinkt im Blut das Thier.

Die Lämmer auf des Frühlings Weide,
Hüpfen den Kindern gleich vor Freude,
Verblutend bald die kurze Lust;
Der Nachtigallen Liebesklagen
Hört man aus dunkeln Zweigen schlagen,
Sehnsüchtig girrt es aus der Brust.

Die Blumen sehnen sich zum Lichte,
Mit kindlich hellem Angesichte
Breiten sie bunt die Blätter aus;
Es sind der Erde Sonnenblicke,
Daß sich als Bild des Himmels schmücke,
Blüthenverhüllt des Grabes Haus.

Auch aus des Waldes hohen Zweigen,
Die sich im Windes Rauschen neigen,
Säuselt ein tiefer Klageton;
Und in dem freyen Luftgefilde
Flattern der Wolken Dunstgebilde,
Und eilen räthselhaft davon.

Das Silberspiel der Felsenquelle,
Der sanfte Lauf der Stromeswelle,
Sie rauschen all' dem Meere zu;
Dort von der Sehnsucht hingezogen,
Brausen in Trauer fort die Wogen,
Schlagend an's Ufer sonder Ruh.

In Frieden glänzt des Himmels Stirne,
Und vor dem hellen Nachtgestirne
Muß schnell des Tages Gram verwehn;
Das Herz blickt auf zum Lichtvereine,
Bald in des Mondes Zauberscheine
Muß es in Wehmuth niedergehn.

Ob auch des Himmels Glanz entsiegelt,
Der Abendstern im See sich spiegelt,
Es schließt sich nicht der Schmerzen Thor;
Mitleidig blickt die Nacht hernieder,
Das Meer bewegt, tönt ewig wieder,
Wehklagend braus't die Well' empor.

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung,
In Liebesangst die Creatur.

In Hoffnung selig sind die Seelen,
Die noch in Schuld sich reuend quälen,
An dem geheimen Geisterort;
Heiß strömen ihre Liebesthränen,
In Flammen haucht sich aus ihr Sehnen,
Erharrend des Befreyers Wort.

O könnte wer den Schleyer heben,
Wo die verborgnen Mächte leben,
Würde der Abgrund aufgedeckt;
Der Menschen Herz würd' es zerspalten,
Die ird'sche Brust könnt' es nicht halten,
Vom Blitz der Ewigkeit erschreckt.

Oft von der Erde dunklem Tage,
Tönt hier herauf die Seelenklage
Von Allen, die sich einst geliebt;
Die Geisterwelt mit ihren Schmerzen
Greift in der Menschen irre Herzen,
Wie uns ihr Leiden mit betrübt.

Ich war von Ewigkeit begründet,
Die Krone, die mein Haupt umwindet,
Hat mir der Vater umgethan;
Den Sohn trag' ich auf meinen Händen,
Nicht mag der Sonne Glanz mich blenden,
Mein Fuß steht ob des Mondes Bahn.

Mich nennen Königin die Thronen,
Die in dem ew'gen Lichte wohnen,
Und Gottes süße Engelschaar;
Ernst walt' ich ob des Himmels Freuden,
Doch in der Liebe sel'gen Leiden
Wird Gottes Glorie offenbar.

Hin knie ich zu des Vaters Throne,
Das Auge richtend nach dem Sohne,
Es flammt zu Gott mein flehend Herz;
Um Gnade für der Reue Kinder,
Erlösung fleht es für den Sünder,
Mitfühlend jeden Liebesschmerz.

Als ich allein vor Gott gewesen,
Da sehnte zitternd sich mein Wesen,
Nach seiner Schöpfung Liebespracht.
Zu ihm geneigt in tiefer Demuth,
Empfand ich ahndend süße Wehmuth,
Besiegt von des Verlangens Macht:

Daß Gottes Herrlichkeit so klarer,
In Lebensfülle offenbarer
Durch alle Fernen würde kund;
Auf daß in des Geschöpfes Tiefe
Er Seligkeit aus Leiden schüfe,
Ihn priese aller Himmel Mund.

Als nun gestillt war mein Verlangen,
Die Glorie Gottes aufgegangen,
Die Welten herrlich aufgebaut;
Ward ich zum Mitleid auserlesen,
Der Liebe Amt, ob allen Wesen,
Hat mir der Schöpfer anvertraut.

D'rum ich in Leid und Schmerz zerflossen,
Fürbittend, flehend hingegossen,
Nehme mich meiner Kinder an;
Des Vaters Herz schlägt mir entgegen,
Des Sohnes Wort ist voll zugegen,
Das Licht des Geistes aufgethan.

So brecht herein, ihr sel'gen Schmerzen,
Fluthet heran zum Mutterherzen,
Mit mir in Gnade süß vereint.
Kommt her, ihr Schwestern, Kinder, Brüder!
Ihr Creaturen hoch und nieder,
Ein jedes Wesen, das da weint.

In Trauer leuchten auch die Geister,
Des Zeitgebildes hohe Meister,
Die Sieben, die am Throne stehn;
Sie ändern nichts in der Bewegung,
Doch fühlen sie des Mitleids Regung,
Wenn sie des Weltalls Irrsal sehn.

Die Cherubim im Flammenschwerdte,
Die mit dem Blitz Gott selbst bewehrte,
Ob wer Sein Heiligthum entweiht;
Sie schaun aus tausend Liebesblicken,
Zitternd von seligem Entzücken,
Gerührt in diese Herrlichkeit.

Der Seraph eilt auf Windesflügeln
Des Lichtes Fülle zu entsiegeln,
Weit in die Schöpfung von dem Thron;
Im Feu'r der Liebe zu verschönen,
Naht er der Demuth, sie zu krönen,
Und freut sich ob des Dulders Lohn.

In Thränen möchten oft zerfließen
Die Engel, deren Schutz genießen
Der Mensch auf seiner Wallfahrt soll;
Wenn sie die anvertraute Seele
Hinstürzen seh'n in wilde Fehle,
Dann ist ihr Sinn des Leides voll.

Glaubt ihr, daß Christus nur in Wunden
Um euch den bittern Schmerz empfunden,
Als Er am Kreuz den Tod bestritt?
Als von der Dornenkron' umschlungen,
Das Herz vom Lanzenstich durchdrungen,
Er für die Welt das Opfer litt?

Weit herber muß Ihn Gram durchbohren,
Wenn jene, die Sein Blut erkohren,
Ihm untreu sind, und von Ihm gehn;
Viel grauser wird Sein Leib zerrissen,
Wenn Er von gift'ger Schlange Bissen
Verwundet muß die Seinen sehn.

Das, was Er litt, kann niemand sagen,
Nicht Menschen und nicht Engel Klagen
Ergründen je des Sohnes Tod.
Ich, die am Herzen Ihn getragen,
Kann es allein mit Worten sagen,
Mitsterben Seinen Liebestod.

In der zerfall'nen Pilgerhütte,
Armselig in der Thiere Mitte,
Lag da im Glanz das Kind vor mir.
Ganz selig um das Neugebohrne,
Pries ich den Herrn, als Hocherkohrne:
„Gern opfr' ich alle Schmerzen Dir."

Bey der Verkündung Seiner Leiden
Fühlt' ich ein Schwerdt mein Herz durchschneiden,
Das fuhr mir ahndend in's Gebein.
Dasselbe Schwerdt zu sieben Mahlen,
Schlug mich mit herben Seelenqualen,
In stets erneuter Todespein.

Als ich in Oede flüchten mußte,
Verfolgt mich kaum zu retten wußte,
War Er mein Licht in dunkler Nacht.
Wir irrten einsam durch die Wüste,
Ich reicht' Ihm dar die treuen Brüste,
Mich hat Sein Auge angelacht.

Als ich den Sohn verlohren wähnte,
Mich angstvoll suchend nach Ihm sehnte,
Und Ihn im Tempel wieder fand;
Da fühlt' im bangen Mutterherzen,
Verlassen, öd' ich tief die Schmerzen,
Bis Er in Schönheit bey mir stand.

Als nun der Feind Ihn aufgefunden,
Der Scherg' Ihn führte hart gebunden,
Ihn fort aus Seinem Garten riß;
Klagt mitgefangen meine Seele,
In ihrer ird'schen Kerkerhöhle,
Daß man den Heiland ihr entriß.

Jetzt bey dem großen Opferwerke.
Gab Er mir Selbst in's Herz die Stärke,
Daß ich den Anblick duldend trug;
Als Er voll Wunden und zerschlagen,
Auf Golgatha die Schmach getragen,
Wo man an's bittre Holz Ihn schlug.

Ich sah, auf jenem Berg gestanden,
Des Menschen Sohn in Blut und Banden,
Am Kreuz gen Himmel ausgestreckt;
Der heil'ge Vorhang war zerspalten,
Dem Grab entstiegen Nachtgestalten,
Die Erde zittert tief erschreckt.

Der Geister Schaar verstummend bebte,
Weil finstre Nacht hernieder schwebte,
Als soll der Welten Ball vergehn.
Es lag auf meinem Schooß gestorben,
Der mir die Glorie hat erworben,
Todt mußt' ich den Gesalbten sehn.

Als nun den heil'gen Leib mit Klagen
In Balsam wir zu Grab getragen,
Verschlossen in den Stein gelegt;
Da sprengt das ew'ge Wort die Banden,
Der Herr der Welt ist auferstanden,
Den meine Liebe ewig trägt.

Auf Seiner Allmacht Thron erhoben,
Blickt Er noch von der Glorie oben
Mitleidig in der Erde Thal;
Dem ew'gen Aug' entgehet Keiner,
Ist wo des Heils bedürftig Einer,
Giebt Er sich hin zum zweyten Mahl.

Sieht Er die Seinen irr, bekümmert,
Der ew'gen Liebe Bau zertrümmert,
Verspottet Seines Todes Werth;
Da bluten wieder Seine Wunden,
Von neuem sieht Er sich gebunden,
Und mich trifft siebenfach das Schwerdt.

Wie sich am Himmel Wolken thürmen,
Aus denen dunkle Flammen stürmen,
Zerstörung blitzend weit und breit;
Erhebt sich oft den Erdgeschlechten,
Den Sieg der Zukunft zu erfechten,
Verworren Unheilschwangre Zeit.

Da streckt hernieder mit Erbarmen
Des Sohnes Hand sich zu den Armen,
Daß sie erstarkt der Gnade Geist;
Es blüht das Paradies zum Lohne,
Auf jeden harrt die Siegerkrone,
Der treu und wahrhaft sich beweis't.

O Volk! zu großem Werk gebohren,
Das Gott zum Kampf hat auserkohren,
In Seiner Liebe furchtbar'n Rath;
Die Hoffnung sollst du treu bewahren,
Den Glauben herrlich offenbaren,
Ein Fels der Lieb' in Wort und That.

Die Zwey, die lange todt gelegen,
Beginnen göttlich sich zu regen,
Des Vaters Wort und die Natur;
Die Stund' ist da, das Werk zu gründen,
Laßt Euch von Gottes Geist entzünden,
Herzmuthig folgt der lichten Spur.

Der hohen Offenbarung Bothen,
Vom Schooß des ew'gen Lichts entboten
Eilen die Zeugen schnell heran;
Das ew'ge Wort in neuer Stärke,
Des Geistes lichte Wunderwerke,
Künd'gen die letzte Zeit Euch an.

So kommt herein von allen Seiten,
Dem Tag des Herrn Euch zu bereiten,
Eh' sich das Thor auf ewig schließt;
Von dem Altare strahlt das Hoffen,
Noch stehn des Tempels Hallen offen,
Wo sich der Gnadenquell erschließt.

Soll ich denn immer um Euch weinen,
Ruft Er vergebens stets den Seinen,
Und strömt' umsonst Sein heilig Blut?
O, möchtet Ihr das Licht erfassen,
Und von der nicht'gen Täuschung lassen,
Endlich entflammt in Gottes Muth.

Eilt nur hinaus auf allen Wegen,
Es naht des Himmels voller Segen,
Er, der Gerechte, Licht=umkrönt
Aus dunkeln Wolken strömt Er nieder,
Bis nach dem letzten Siege wieder
Der Auserwählten Lied ertönt.

O daß zergingen alle Ketten,
Könnte mein Flehen Alle retten,
Und bliebe Keiner ewig blind;
Daß bald der Eine Hirt die Seinen
Zu Einer Heerde mag vereinen,
Die noch in Schuld verworren sind.

Es folgt der dunkeln Nacht die Sonne,
Dem Tages Kampf die Sabbath Wonne,
Und macht die Glorie offenbar.
O möcht' erst im Triumph ertönen,
Der Siegsgesang in neuen Tönen,
Gesungen von der Sel'gen Schaar.

Da herrscht das Licht und Recht in Wahrheit,
Wenn in des neuen Himmels Klarheit
Neu sich verklärt die Erde hat.
Von Gott wird dann hernieder fahren,
Im lichten Schmuck sich offenbaren,
Wie eine Braut, die heil'ge Stadt.

Jerusalem im Strahlenkranze,
Sie leuchtet im krystallnen Glanze
Mit zwölffach offnem Gnadenthor;
Kein Schwerdt mag diese Burg versehren,
Weil lichte Mauern sie umwehren,
In Frieden wallt der Sel'gen Chor.

Da strömt am Stuhl von heil'ger Stelle
Des neuen Paradieses Quelle,
Wo jeder ewig Labsal trinkt;
Gestillt wird jegliches Verlangen,
Wenn Er kommt, Der es angefangen,
Und Der auch die Vollendung bringt.

Das hat der Tempel schon verkündet,
Den Salomo einst hat gegründet,
Der Weisheit Bau im Bild' umfaßt;
Zum Himmel hat er sich erweitet,
Strahlend auf Erden ausgebreitet
Für Alle, so die Gnad' erfaßt.

So wird die Kirche triumphirend,
Im Glanz der Sterne Bau vollführend,
Vor Gott in Demuth leuchtend stehn.
Das ist mein Schmuck und meine Würde,
Daß da verklärt, vereinigt würde,
Wen je berührt mein Liebesflehn.

Wie eine Rose blüht in Freude,
Leuchtet umstirnt das Weltgebäude,
Die Morgenröth' ist aufgethan;
Versöhnt sind des Verlangens Schmerzen,
Und Seligkeit dringt mir zum Herzen,
Die keine Zunge sagen kann.

Noch weint die Braut, und ruft vergebens
Nach Ihm, dem vollen Quell des Lebens,
Der herrlicher Sich stets enthüllt;
Zu Ihm sehnt sich die Seele klagend,
Bis Er die Arme um sie schlagend,
Sie ganz mit Seiner Wonn' erfüllt.

Noch deckt ein trüber Wittwenschleyer
Der künftigen Vollendung Feyer,
Und Trauer hüllt die Schöpfung ein;
Bis einst der Schleyer wird gehoben,
Muß ewig Klaggesang erhoben
Von allem, was da athmet, seyn.

Heilige Sehnsucht.

(Nach dem Lateinischen).

Es flog in Eil vorbey der Räuber Adler,
Und schoß hinunter in das Todesmeer.
Die strengen Wächter sind der Frechheit Tadler,
Getreu bewacht der Hund den rechten Adler;
Die Schlange zischt von unten Gift uns her.

Wohl dunkle Nacht bedeckt die Welt in Klagen,
Die Erd' erbebt im ersten Morgenwehn.
O möchte endlich doch die Sonne tagen,
Und hoch der Sieger auf dem Sternenwagen,
Im Glanz das Kreuz am lichten Himmel stehn!

Laß durch die Schöpfung deine Flammen schießen,
O Morgenstern! im Glanze des Gerichts;
Daß Ströme Lichts vom Himmel niederfließen,
So wie ein Ries' im Lauf, sich zu ergießen:
Erlös' uns von dem kalten, öden Nichts.

VIII.

Gedichte

aus dem

Indischen.

Vorwort.

Diese Bruchstücke indischer Dichtkunst sind zuerst im Jahre 1808 als Anhang zu dem Werke über die Sprache und Weisheit der Indier erschienen, um eine lebendige Beyspielsammlung jener alten Poesie aus dem Lande der Urwelt zu geben und einige Stücke desselben vorzüglich auch um als Belege zu der Abhandlung über die indische Philosophie zu dienen. Diesem Zwecke können sie jetzt, nachdem ein solcher Reichthum indischer Quellen aller Art in den letzten Jahren für die Forscher zugänglich geworden und schon vielfältig bearbeitet ist, nicht mehr in dem gleichen Maaße entsprechen. Dagegen mögen sie wohl ihren dichterischen Werth auch jetzt und noch ferner behaupten; und was die Uebertragung und manche wesentliche Unvollkommenheit derselben betrifft, so werden sie als erste Versuche solcher Nachbildung, bey den Meistern der indischen Forschung und der metrischen Kunst oder poetischen Uebersetzung, leicht Nachsicht finden, und wird man ihnen selbst geschichtlich ihre bescheidne Stelle, als ersten Anfang eines so schweren Beginnens wohl gönnen, auch nach den ungleich höheren Fortschritten, die seitdem zu dem gleichen Ziele geschehen sind. Daher sie denn auch lieber hier, als Vorübungen in der Kunst der neuen Poesie, mit den übrigen poetischen Bruchstücken und jugendlichen Dichter-Andenken dieser Sammlung

derselben einverleibt werden mögen. Der Abgang, welchen das Werk über die indische Sprache und Geistesbildung dadurch erleidet, soll schon auf anderm Wege ersetzt werden.

* *
*

Aus der früheren Einleitung lassen wir nun einige Bemerkungen über die Handschriften folgen, nach denen die Uebersetzung gemacht worden; dann über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verschiednen Stücke.

Die Handschrift des Rāmāyan gehört zu den schönsten, welche die Pariser Bibliothek besitzt. Sie ist in großen Devanagari-Charakteren auf Quartblättern von Papier geschrieben. Die Handschrift des Mānavādharmashāstran in bengalischen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört indessen weder in Rücksicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhagavatgita giebt es vier verschiedne Handschriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; sie sind sämmtlich in Devanagari-Charakteren, einige mit Scholien, der Text ist sehr correct. Von dem Mahābhārat ist ein gut geschriebenes Exemplar in bengalischen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden. Von dem Rāmāyan sind nun seitdem mehrere Bände des indischen Textes nebst englischer Uebersetzung in der Originalausgabe zu Calcutta erschienen; auch das metrische Gesetzbuch ist gedruckt vorhanden, und von dem Bhagavatgita erscheint so eben die classische Ausgabe von A. W. v. Schlegel, als erste indische Urschrift auf Deutschem Boden gedruckt. Nur die Episode aus dem

Mahābhārat ist bis jetzt, so viel ich weiß, blos handschriftlich vorhanden, und seither noch nicht im Druck erschienen.

Was die Orthographie betrifft, so hatte ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geschrieben wird, in dem grammatischen System als ein kurzes a gilt, in der neuern Aussprache aber o lautet, in der früheren Ausgabe o geschrieben; theils wegen der Rücksicht, welche der noch lebende Ton, so sehr auch die Sprache selbst entartet seyn mag, immer verdient, wobey mir auch wohl vor Augen schwebte, wie man selbst im Griechischen vielleicht besser gethan hätte, die Aussprache der Neu-Griechen nicht so ganz zu verlassen; theils aber ließ ich mich hierzu bewegen, um den Uebellaut zu vermeiden, welcher aus den zu sehr gehäuften a entsteht. Da aber die Grammatik des Altindischen für uns doch zuletzt entscheiden und das meiste Gewicht haben muß; so habe ich jetzt, den bewährtesten Meistern indischer Forschung und Sprachkunst mich anschließend, für den kurzen Vokal das A überall wieder hergestellt. Das d der ersten Reihe, welches wie eine eigne Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perser aber unter dem Nahmen des indischen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geschrieben. Die zusammengesetzten Consonanten Jna, Kscha welche Ghya und Khya gesprochen werden, habe ich aber, ungeachtet der kleinen Härte, nicht nach der Aussprache, sondern nach der grammatischen Strenge geschrieben, da die genauere Schreibart in manchen Fällen selbst für die Etymologie wichtig ist. Die verschiednen Arten des nasalen N durch Zeichen zu unterscheiden, schien mir überflüs-

sig, da dieser Unterschied doch für uns ganz verlohren geht, und wer indisch schreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Consonanten weiß, welches der verschiedenen N er zu nehmen hat. Die Consonanten V, J, Ch, werden gesprochen wie im Englischen. Das erste S, welches Jones durch einen Strich zur Unterscheidung bezeichnet, wird von den Portugiesen, deren Orthographie das Pariser Manuscript Nro. 283 befolgt, wie von andern so bezeichnet, daß es laute wie sh; und so wird auch von den Engländern dieser indische Buchstabe charakterisirt, als sanftes Sh. Wenigstens müßte man, wenn man Shastra schreibt und spricht und nicht Sastra, auch Shiva und Shakuntala, nicht Siva und Sakuntala schreiben und sprechen, weil es derselbe Buchstabe ist. Vielleicht könnten wir im Deutschen hier Sh setzen, für das dritte indische S aber Sch nehmen.

Die indische Sprache hat, obwohl das ganze System der Sylbenmaaße noch sehr verschieden seyn mag, doch einige der wesentlichsten rhythmischen Grundgesetze mit der griechischen Sprache gemein. Die Vokale sind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechischen. Lang sind o, e, oi, au; kurz spreche man in den indischen Nahmen der folgenden Gedichte das a, u, i, ausser wo die Länge ausdrücklich bezeichnet ist. Die Sylbe, deren Vokal kurz ist, kann durch Position lang werden, genau wie in den antiken Sprachen. Jene Eigenheit der griechischen Metrik, da mit Beyseitesetzung der Sylbenzahl an gewissen Stellen für eine lange Sylbe zwey kurze gesetzt werden dürfen, glaube ich wohl in dem Gitagovinda des Jayadeva bemerkt zu haben, wo statt des Dak-

tyls —◡◡ auch vier kurze Sylben ◡◡◡◡ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachstehenden Bruchstücke, wie die meisten alten Werke der Indier abgefaßt sind, findet diese Freyheit nicht Statt, sondern die Sylbenzahl wird streng beobachtet. Es bestehen diese Schlōken oder indischen Distichen, aus zwey sechzehnsylbigen Versen, deren jeder in der Mitte einen Abschnitt hat, so daß das ganze Distichon aus vier gleichen achtsylbigen Gliedern, oder Füßen nach der indischen Benennung, besteht. Diese sechzehnsylbigen Verse oder zwey Hälften des indischen Distichons haben alle einen jambischen Ausgang ◡—◡—, seltner ◡-—◡◡; wegen der überall durchgehenden Freyheit der letzten Schlußsylbe. Der erste und dritte achtsylbige Fuß des Schlōka endet in der Regel mit einem Antispast, s. A. W. v. Schlegels indische Bibliothek, Iter Band, S. 36 — 40; nur daß auch hier die letzte Sylbe frey ist. Als seltnere Ausnahme werden an dieser Stelle, statt des Antispast, auch der vierte Paeon, der Choriambus und der Dispondeus gefunden, wovon Kosegarten in der Vorrede zum Nala S. XIV. einige Beyspiele anführt. Dieser vorwaltend regelmäßige Gebrauch des Antispast an den angegebnen Stellen, ist in den nachstehenden ersten Versuchen indischer Uebersetzung bey weitem nicht streng genug beachtet worden. Für die vier ersten Sylben aller vier achtsylbigen Füße des indischen Distichons können alle metrische Stellungen ohne Unterschied, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, nach Belieben genommen werden. Das Schema des indischen Schloka ist also in metrischer Hinsicht und nach der Sylbenzahl genau folgendes:

⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏓ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |
⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏓ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |

und um wenigstens ein metrisch vollkommenes Beyspiel des indischen Verses, als Urbild wohllautender Richtigkeit aufzustellen, wähle ich den auch historisch so merkwürdigen Spruch der Verfolgung eines indischen Königs gegen die Buddhisten, aus A. W. Schlegels indischer Bibliothek S. 419.

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddha's, so Greis als Kind,
„Nicht erwürgt, soll erwürgt werden!" — rief der Fürst seinen Dienern zu.

Ich kann bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Meister der indischen Forschung und Dichtkunst in unserer Sprache, sich nicht durch die geflügelte Anmuth des leichteren griechischen Hexameter möchten von dem ehrwürdigen Alterthume und gewichtigen Gange des indischen Versmaaßes abwendig machen lassen. Das auf vier großen Füßen erhaben einherschreitende indische Distichon, gleicht dem Riesengange des mächtigen Elephanten, und ist mit der gesammten indischen Gedanken-Structur wesentlich vereinbart und innig verwandt. Die geflügelte Eil des griechischen Hexameter dagegen ist wohl dem Weltlauf edler Rosse auf der Rennbahn des Sieges vergleichbar, für diesen einfach großen Schritt und Geist der Urwelt aber viel zu leicht und nicht mehr angemessen.

In diesem hier angegebnen, obwohl in der erwähnten Hinsicht nicht immer genau beobachteten Sylbenmaaße des Schloka, oder indischen Distichons, sind alle nachfol-

genden Bruchstücke gedichtet. Nur als seltne Ausnahme kommen zwischen jenen sechzehnsylbigen Versen einige längere vor, meistens um einen höhern lyrischen Schwung zu bezeichnen; auch diese sind in Distichen. In denen, die aus vier zwölfsylbigen Gliedern oder Füßen bestehn, ist das hier beobachtete meistens dieses ◡—◡——◡◡—◡—◡—. In denen, welche aus vier eilfsylbigen Gliedern bestehen, dagegen wie nachstehend: ◡̄—◡——◡◡—◡—◡̄. Ich habe dabey wohl noch manche Abweichungen und Verschiedenheiten bemerkt; ich hatte der Verse dieser Art indessen bey weiten nicht genug vor mir, um alle Verschiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leser angenehm seyn, einen Versuch zu sehen, in wiefern die Bildsamkeit unsrer Sprache, die mit der griechischen so glücklich wetteifern konnte, sich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indischen Sprache anzuschmiegen vermöchte. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß ein erster Versuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anspruch machen kann, die es vielleicht in der Folge zu erreichen möglich seyn wird, wenn wir das metrische System der Indier aus einem prosodischen Werk seinem ganzen Umfang nach kennen werden; wo sich denn auch die Frage wird entscheiden lassen, in wiefern es bey der Uebersetzung möglich sey, auch auf die dreyfache Geltung der Sylben im Indischen, s. Manu's Gesetzbuch II, 125. Rücksicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß wo der Inhalt lehrend ist, wie in Manu's Gesetzbuch oder im Bhagavatgita, jedes Distichon zugleich einen periodischen Abschnitt bildet; in den epischen Stücken aber aus dem Ramayan und aus

der Geschichte der Shakuntala geht der Sinn oft aus einem Distichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Rāmāyan erschien in der frühern Ausgabe hier zum erstenmal übersetzt; daher habe ich selbst von der einleitenden Anrufung nichts weglassen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Gesetzbuche Manu's und dem Bhagavatgitā, die durch Jones und Wilkins schon bekannt sind, habe ich aus erstem alles zusammengestellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehrere der merkwürdigsten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, als den Inhalt, Zweck und Geist des ganzen Werkes, darstellen und entwickeln.

Die Stücke aus der Geschichte der Shakuntala können als ein Beyspiel der ältern indischen Poesie dienen, wenn man die verschiedne Behandlungsart der schönen Geschichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

In dieser gegenwärtigen Ausgabe ist im Einzelnen für den dichterischen Ausdruck oder nach dem metrischen Gesetz hier und da einiges verbessert und auch der Sinn an mehreren Stellen berichtigt worden. Eine gänzliche Umarbeitung dieser ersten indischen Versuche konnte indeß nicht in meiner Absicht liegen; da ich ohnehin mit Ausnahme des Bhagavatgita, die neu gedruckten Ausgaben für diesen Zweck nicht benutzen konnte, sondern nur den handschriftlichen Text dabey vor mir hatte, der in einigen schwierigen Stellen manches zu wünschen übrig läßt.

I.

Anfang des Rāmāyan.

Dieses Buch fängt an, wie alle alten indischen Werke, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geschichte oder Dichtung von der Entstehung des Werkes selbst und von dem Verfasser desselben. Der Seher Valmiki, dem der Rāmāyan zugeschrieben wird, ist eben so wohl als Manu und Vyasa, eine zum Theil mythische Person.

Diese Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Nārada dem Valmiki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Rama bekannt macht. Erfüllt von diesem Gegenstande, erfindet Valmiki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunst; darauf erscheint ihm Brahma in seiner Einsiedlerhütte, bestätigt ihn in seinem Entschluß und ermuntert ihn, den Rāma zu besingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer seines Gedichts weissagend entdeckt.

Es geht dieser Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerst an den Helden, sodann an den Dichter und sein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verstand begabten Waldmenschen oder Affenfürsten, und wieder an den Dichter.

Seegen und Heil!

Dem göttlichen Rama Preiß!

Ein Sieger ist des Stamms von Raghu Zier, 1) Kausalya's herzensgeliebtestes Kind, Rama,
Der dem Dashavadana den Tod gab, Dasharaths lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürsten Heil der Einsiedler, jenem Büßer in seelgem Glanz,
Aller Weisheit Besitzherren, ihm, Valmiki dem Seher, Heil!
Sie, die stets Rama Rama singt, Süßes mit süßem Klange sagt,
Geschwungen auf des Dichters Zweig, grüß' ich Valmiki's Nachtigall!
Wer dieses Einsiedlerlöwen, der im Haine der Dichtkunst wohnt,
Valmiki's Lied von Rama hört, wohl erreicht der das höchste Glück.
Valmiki's Bergen entsprungen, hin sich stürzend in Rama's Meer,
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayans gewaltger Strom;

1) Rama, Sohn der Kausalya von dem Dasharath, aus dem Geschlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete ist der von Rama besiegte Riesenkönig Ravan; Dashavadana, der Zehnmaulichte, ist einer von den Beynahmen desselben; so wie Dashâsya, der Zehnköpfichte, oder Daschanana, der zehn Gesichter hat.

Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayans erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, so lang er lebt, des Ramayanas Göttertrank,
Nimmer satt, der sey gegrüßt mir, als frommer Weiser, rein von Schuld!
Den Held in Demuth erzogen, 2) ihn, der Janaki's 3) Schmerz vertilgt,
Den Affenfürst, 4) deß Blick tödtet, grüß' ich, der Lanka Schrecken gab!

Siegreich ist des Stamms von Bhrigu 5) Zier, der Dichter Erster und Fürst der Priester, Valmiki,
Der in reizende Verse gebunden, bildete des Ramayana's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu lesen Heldenfreundschaft, wo vollständig ganz des Lehrers Amt.
Wo was Valmiki, der herrlichen Dichter herrlichster, in dem Ramayans Lied redete; welches Schöne ist da nicht? 6)

---

2) Anspielung auf die Verbannung des Rama.

3) Janaki, d. i. die Tochter des Janaka, Sita, Rama's geliebte Gemahlin.

4) Hanuman, der Kampfgenosse des gleich dem Bakchus von halbthierischen Naturen wunderbar umgebenen Rama. Die Abbildung desselben findet sich in den mythologischen Werken.

5) Bhrigu, einer der zehn großen Rishis oder heiligen Altväter und Weisen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

6) In den letzten Versen, so wie in dem ersten Distichon dieser An=

Sprache und Styl ist in der vorstehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen Werke. In dem nun folgenden Stück aber ist kein bedeutender Unterschied in dieser Rücksicht von der Sprache im Mahābharat oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmiki ein ungleich höheres Alter beylegt als dem Vyasa.

Nārada's Rede.

Der Inhalt ist folgender: Valmiki fragt den Nārada, wo ein vollkommner Held zu finden sey. Nārada nennt den Rama als einen solchen und ergießt sich in sein Lob.

In Andacht Forschens sich freuend, kam, der fromm alle Kund' umfaßt,
Den Narada 1) zu befragen, Valmiki hoher Seher Fürst.

Valmiki spricht.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,
4. So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben fest?
Er selbst in Tugend hoch wandelnd, allen Wesen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichste auch zu sehn?

---

rufung folgte ich dem rhythmischen Gange der Urschrift, so gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen ist, einiges auch ganz unregelmäßig scheint.

1) Nārada, ein Sohn des Brahma, einer der zehn weisen Altväter, und Erfinder der Vina, oder der indischen Leyer.

Ob des Zorns Macht in sich siegend, würdereich wer und achtbar stets,

8. Daß der Glanz solchen Sohns strahlend selbst die Göttin verherrlichte?

Wer hat groß Heldenkraft funden, drey Welten 1) gar zur Rettung gut;

Wer der gutes den Völkern thut, der Tugendhaften Zuflucht wer?

Und die allschön, wem naht Lakshmi 2) unter den Menschen sie allein,

12. Der dem in Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentra 3) gleicht? —

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narada, von dir!

Gott und Weiser, wohl kannst Du ja selbst belehren den kundgen Mann.

Als dieß, der kennt die drey Zeiten, Narada hört, Valmiki's Wort,

16. «Merk' auf!" also ihn anrufend, spricht er dann zu dem Heiligen:

N a r a d a.

O wohl schwer mag man die finden, die dein Lob preißt, die Tugend all;

---

1) Drey Welten giebt es nach der indischen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finsterniß.

2) Lakshmi, die schönste, lieblichste, seeligste der Göttinnen; sonst auch Sri genannt, Gemahlin des Vishnu.

3) Upentra, nach dem Amaracascha ein Beynahme des Vishnu. Es waren nach der Handschrift in der Mitte dieses Verses zwey Sylben unleserlich. Ich habe nach der Wahrscheinlichkeit übersetzt, daß die erste Hälfte des Verses noch ein Prädikat von Upentra bildet.

Einmal auf dieser Erdwelt hier wird Vollkommenheit
schwer erlangt.
Seh' ich doch selbst bey den Göttern keinen, der solches Ziel
erreicht;
20. Hör' denn, wer solcher Tugend voll, wie ein Mond
vor den Menschen strahlt!
Ikshvaku's 4) Stamm hat ihn gezeugt, Rama heißt er,
der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt, der
herrlich glänzt.
In sich selbst herrschend, großmüthig, würdevoll, strah-
lenreich und stark,
24. Weisheitsvoll, und der Pflicht folgend, siegreich, der
jeden Feind bezwingt.
Der großgliedrig und starkarmicht mächtig siegend in To-
desschlacht.
In mächtger Kraft und starkmuthig, heldensinnig 5) den
Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt; er, der stark,
wahrer Tugend reich,
28. Gleichmüthig, schöngegliedert ist, herrlicher Farb' und
würdevoll,
Deß Auge groß, von mächtger Brust, Günstling des Glücks
und schön zu sehn,

---

4) Ikshvakn, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Vivasvan, der ein Sohn des Surya, des Sonnengottes ist.

5) Weil der handschriftliche Text hier in einigen Sylben schwierig zu lesen und ungewiß war, ist die Uebersetzung unbestimmt gehalten worden.

Wohl das Recht kennend, wahr strebend, seines Zorns Meister, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht besitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
32. Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts;
Alle Glieder der Schrift 6) wissend, aller Bücher wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich, der im Glanze strahlt;
Allen Menschen beliebt, bieder, von Geist heiter und hochgelehrt,
36. Stets die Guten sich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Ansehn ist,
Rama stehend am Tugendziel, Kausalya's Lieb' und hohe Lust;
Freygebig wie das Weltmeer ist, standhaft gleich wie der Himavan, 7)
40. Vishnu'n an Heldenkraft ähnlich, standhaft so wie der Berge Herr; 8)
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend gleich wie der Reichthumsgott, Zuflucht dessen was Wahr und recht.

---

6) Alle Theile oder Glieder des Veda.

7) Die indischen Alpen im Norden.

8) Beynahme des Siva.

Ehe wir den Narada, der nun zur Geschichte Rama's übergeht, weiter anhören, wollen wir erst in kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narada's Erzählung anhebt, voranging.

Rama's Erscheinung wird nach der indischen Sage als die siebente Menschwerdung des Vishnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor dem Brahma kamen, über die Unthaten des Riesen Ravana, Königs zu Lanka und seiner Genossen, welche sogar den Indra bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entschließt sich Vishnu, menschliche Gestalt anzunehmen, als Sohn des Dasharatha, Königs von Ayodhya.

Dasharatha hat von drey Gemahlinnen vier Söhne; von der Kausalya den Rama, von der Koika den Bharata und von einer dritten, deren Nahme verschiedentlich angegeben wird, noch den Lakshmana, den Freund und Begleiter des Rama, und einen vierten, der Bharats Begleiter war. Dasharath will den erstgebohrnen Rama feyerlich zum Erben erklären und einsetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienste erzeigt hatte, benutzt sein ihr deshalb gegebnes Versprechen, jede Bitte zu erfüllen, die sie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Rama auf zwölf Jahre verbannt, Bharat aber an seiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narada's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts ist. Damit die Menge der Nahmen und in engen Raum zusammengehäuften historischen Anspielungen die Aufmerksamkeit nicht zu sehr verwirren, setzen wir den Hauptfa-

den der Geschichte voran, mit Weglassung aller Nebenumstände.

Rama geht in den Wald, wohin ihm sein treuer Bruder Lakshmana und seine geliebte Sita folgen. Der alte Dasharatha stirbt vor Gram; nach seinem Tode wird Bharata der einmahl gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, sondern geht in den Wald zu Rama und bietet diesem das Reich an. Rama verweigert es und bewegt den Bharat zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nandigrama seinen Hof hält.

Rama irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an, die Riesen zu bekämpfen, wozu ihm Indra's Waffen verliehen werden. Er tödtet viele derselben; Ravana, der Riesenkönig zu Lanka, geräth darüber in Zorn und sinnt auf Rache. Durch List entführt er die schöne Sita, Rama's Geliebte; wobey er den wunderbaren Geyer, den Wächter in Rama's Behausung, tödtet. Als Rama den Leichnam desselben bestattet und verbrennt, läßt sich eine weissagende Stimme aus der Flamme vernehmen, welche dem Rama andeutet, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet sich jetzt mit den beyden wunderbaren Waldmenschen oder Affenhelden, Hanuman und Sugriva. Er tödtet durch Sugriva's Rath unterstützt, einen der furchtbarsten unter den Feinden, den mächtigen Bali. Hanuman schwimmt durchs Meer nach der Insel Lanka, befreyt Sita, tödtet viele Riesen und verbrennt die Stadt Lanka. Dann geht er zum Rama und bringt ihm die frohe Bothschaft. Rama geht an den Strand des Meeres;

Samudra d. i. der Oceanus giebt ihm selbst die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Insel Lanka übers Meer zu schlagen. Er tödtet den Ravana und findet seine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mistrauen, ob sie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweißt ihre Unschuld durch die Feuerprobe. Alle Götter sind hoch erfreut darob und er eilt nun nach Nandigrama, wo die Brüder dann vereinigt herrschen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menschen unter Rama's Herrschaft jetzt verleben, und eine Weissagung, wie lange dieselbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die außerdem noch in der Erzählung vorkommen, so begnüge man sich zu wissen, ob es Freunde und Bundsgenossen des Rama, oder Gegner und Feinde desselben sind, welches allemal aus dem Zusammenhange klar ist 9).

Narada fährt also in seiner Rede fort:

Nun diesen tugendbegabten, Rama, den wahrhaft wandelnden

44. Trefflichen Erstgebohrenen, Dasharatha's geliebten Sohn,
Seines Volks hochbegünstigten durch angebohrner Anmuth Kraft,
Wollt' als des Reiches Erbherren erhöhn der herrlich strahlende.

9) Ich habe überhaupt diese Blätter nicht durch Erklärung solcher Nahmen und Dinge anschwellen wollen, die schon in andern Büchern erklärt worden sind. Diejenigen, welchen die indische Litteratur und Mythologie noch fremd ist, können in mehreren bekannten Büchern der Art leicht das Nöthige darüber finden.

Doch dieser Weihe Fest sehend, bat die dem Koiki-stamm entsproß,
48. Erster Bitte Geschenk nutzend, diese Bitte vom Könige:
Daß Rama gleich verbannt werde, Bharata dann erhoben sey.
Der König um des Worts Wahrheit, von des Rechts Banden fest umstrickt,
Verbannt den Seinen selbst Rama, Dasharath den geliebten Sohn.

52. Jener ging nun, der Held, waldwärts, die Gelobung erfüllend gleich,
All des Vaters Befehlsworte, wie es der Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem Fluchtwandrer Lakshmana, eilend hin zu ihm,
Aus Liebe, der bescheidnen Sinns wohl ein Freund, Freudengeber war;
56. Bruder war er des Bruders Lust, bewährend edlen Bruderbund.
Auch das geliebte Weib Rama's, stets geachtet dem Leben gleich,
Die von Janaka's Geschlecht stammt, Maya 10) der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Fraun Erste an frommem Sinn,

---

10) Die göttliche Täuschung, woraus die Welt der Erscheinung entspringt. Man könnte es auch ohne Personification geben: „einer Göttererscheinung gleich."

60. Schön und jugendlich sie blühend, sittsam wandelnd der Pflicht gemäß;
Sita auch war gefolgt Rama'n, wie Rohini's Gestirn 11) dem Mond.
Ihn begleitet des Volks Menge, auch Dasharath der Vater weit;
Bey Sringaver am Rand Ganga's trennt er von seinem Sohne sich.
64. Zu Guha geht der gerechte, Nishadha's 12) werthem Könige.
Mit Guha nun vereint Rama, mit Lakshmana, mit Sita auch,
Nach Ganga's Lauf, in Freud' allstets, hin zum Walde da wandern sie.
So von Walde zu Wald fahrend, den Strom durchschreitend mächtger Fluth
68. Bharadvaja's 13) Geheiß folgend, gehn sie auf Chittrakuda's Berg.
Frohe Sitze hier gleich machend Lakshmana der frohsinnige,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Rama, der hochgeliebte Mann;
Göttlich nach Art der Gandharven 14) siedeln die nun allda mit Lust.

---

11) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in dessen Nähe sie immer weilt.

12) Den Nahmen Nishadha trägt ein Gebirge, unmittelbar im Süden von Ilavratta, und im Norden der Himāla-Kette.

13) Einer der großen Rishi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

14) Die Gandharven sind die guten und seeligen Luftgeister, Genien der Musik.

72. Als die drey auf dem Chittrakud seelig vereinet, glänzt der so
Wie erstiegen der Berg Meru vom Voisrivan und Shankar 15) einst.
Da nun Rama am Berg weilte, Schmerzgequält um den Sohn, der Fürst,
Ging er auf, König Dasharath, zum Himmel, klagend noch den Sohn.
76. Nach dessen Hingang Bharata, durch der Priester Vasishta's 16) Wahl
Berufen gleich zum Königthum, will nicht König seyn, groß gesinnt.
Zu dem Wald ging der Held fürder, Rama's Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Rama hin, zeigend wie er bescheidnen Sinns.
80. Als Bharata, der großmüth'ge, aus der Stadt schnell enteilt nun war,
Zum Bruder Rama so bittend, offenbart er sein hohes Herz:
„Ergreif das Reich, du Gerechter!" — war das Wort, so er Rama sagt.
Als ers bedacht, anflehend ihn, will er das Reich nicht, großgesinnt,

15) Beynahme des Siva; Voisrivan ist Kuvera, der Gott des Reichthums. Die Ersteigung des Berges Meru ist eine seiner berühmtesten Thaten.

16) Einer der großen Rishi's, nach dieser Sage Haupt der Priester im Königreiche Ayodhya.

84. Auf deß Schuhe Verzicht leistend 17) wieder und wieder auf das Reich,
So ließ den Bharata alsdann heimkehren er, der älter war.
Der, als er nicht den Wunsch erreicht, das Rama Schuh 17) ergriffen hat,
Zu Nandigrama dann Hof hielt, Rama's Rückkunft noch wünschend stets.
88. Als gegangen nun war Bharat und der seelig, der Sinne Herr,
Rama, nochmals gesehn wieder von der Stadt und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Dandaka sich hingewandt,
Zu dem mächtigen Wald dringend, Rama der lotosäugichte,
92. Erschlug den Riesen Viradha, kam den Sharabha dort zu sehn,
Den Sutikschna und Agastya, 18) Agastya's Bruder auch sodann.

---

17) Es ist nicht bloß gemeynt, daß er ihm verehrend zu Füßen gefallen sey, wie v. 78. sondern es ist zugleich in diesen Versen eine Anspielung auf den sonderbaren Umstand der Geschichte enthalten, der bey Roger vorkommt, S. 261. der deutschen Ausg.; daß nämlich, da Rama den Thron nicht annehmen wollte, Bharata seine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Rama wieder käme.

18) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird. Sharaba ist ein fabelhaftes achtfüßiges Thier auf den Schneebergen der indischen Alpen.

Nun des Agastya Wort folgt' er, ergriff des Indra 19) Pfeilgeschoß,
Das Schwerdt auch, der hoch beglückte, die Brust und Herz durchbohrenden.
96. In dem Wald nun, wo Rama war, vereint mit Waldbewohnenden,
Kamen all zu ihm die Heiligen, auf Tod sinnend der Riesenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dandaka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Janasthana auch
100. Misgestaltet Sh ryanakā, 20) Riesin in Liebeswuth entbrannt.
Als auf Shūryanakā's Rathschlag all herankam das Riesenvolk,
Hat den Khara und Dūshana den dreyköpfichten Riesen da,
Wohl bezwungen im Kampf Rama, er allein all das Riesenvolk;
104. Nächst jenen all ihr Kriegsheer auch, vierzehntausend wohl an der Zahl.

Als der Riese die Schlacht vernahm, deß Lob drey Welten schon gehört,
Hohen Ruhms, Ravana hieß er, schöngestaltet und mächtger Kraft,

---

19) Indra, als König der guten Geister, ist in dieser so wie in allen Menschwerdungen des Vishnu dessen treuer Bundsgenosse und Freund. Auch die Rishis stehen auf seiner Seite.

20) Shurynaka, die Schwester des Riesen Ravan: die gleich darauf benannten Riesen, Khara und Duschana sind Brüder des Ravan.

Riesenkönig und starker Held; Ravana, hohen Zorns entbrannt,
108. Berufte sich zum Kampfhelfer er den Riesen Maricha dann.
Oft gewarnt noch ward Ravana vom Maricha, der zu ihm sprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld, o Ravana, hege du." —
Vernommen hat wohl die Rede Ravan, aber zum Tod bestimmt,
112. Ging er so mit Maricha nun, nach des Rama Behausung hin.
Als seine Truglist[20]) nun weit erst des Königs Söhne hat entfernt,
Ging Ravan dann hineindringend, ergriff die Götterkindern gleicht,
Rama's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geyer Jayayush.
116. Als den Geyer nun todt sahe, das wohl treffliche Weib geraubt,
Raghu's Sohn, von dem Schmerz tobend, weinen begann er, Sinns beraubt;
Hat verbrannt dann zu Kakutstha den Geyer Jayayush darauf,

20) Die List war folgende. Er verwandelte einen der Seinigen in einen schönen goldnen Hirsch, und machte daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüstern danach und bat den Rama, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirsch entfloh. Während sie entfernt waren, trat Ravan in der Gestalt eines büßenden Sannyasi zur Sita und begehrte Almosen von ihr, wo er sie dann mit Gewalt ergriff und nach Lanka führte.

Kabandha'n 21) dann erblickt furchtbar, Danu's Sohn den gewaltigen.

120. Den im Grimm dieses Zorns wüthend, den Kabandha den schrecklichen

Erschlug er, verbrennt mit Gras ihn. Da wird ein Wunderwesen draus,

Und sprach also den Rama an: „Zur Shavari, 22) die tugendsam;

«Zur Shavari, der heiligen, dahin geh, du von Raghu's Stamm!"—

124. Deß Worten ist gefolgt Rama; schuldlos mit Lakshmana zugleich

Ging er hin, der so hoch strahlte, zur Shavari, der Siegerheld.

Und geehrt hoch von Shavari, Rama, Dasharaths eigner Sohn,

Kam zusammen am Rand Ganga's er mit dem Waldmann Hanuman,

128. Kam des Hanuman Rath folgend, mit Sugriva zusammen auch.

Dem Sugriva hat dieß alles Rama's Affe sodann erzählt,

---

21) Kabandha, dem der Kopf abgehauen ist, ein Beynahme des Rahu, jenes Riesen-Drachen, dessen Haupt Vischnu vom Rumpfe trennte, wo aber das Haupt und der Drachenschweif, weil jenes Ungeheuer unsterblich war, abgesondert fortlebte, und an den Sternenhimmel versetzt, jetzt die Sonnen- und Mondfinsterniße verursacht.

22) Welchen Theil diese an der Geschichte habe, ist aus dem Zusammenhange nicht klar.

Wie von Anfang geschehn solches, auch Sita's hohe Tugenden.

Sugriva, da er dieß alles gehört, Rama's Geschick und Art,

132. Da macht er Freundschaft mit Rama, hat beym Feuer gelobt den Bund. 23)

Darauf vom König der Affen ward im Gespräch, vom schrecklichen,

Kund ganz all das gethan Rama'n, mit Demuth und mit Trauer auch.

Abrede mit dem Raghiden schloß er sodann zu Bali's Tod.

136. Der Affe drauf verkündete Bali's Kraft, des gewaltigen;

Für Rama, ob der Kraft Bali's, war Sugriva von Furcht erfüllt.

Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugriva da gezeigt

Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war. 24)

140. Fußstoßend Dundubhi's Körper warf er wohl hundert Meilen weit,

Spaltend sodann der See'n sieben mit dieses scharfen Pfeiles Kraft;

---

23) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß desto mehr zu bekräftigen.

24) Das folgende geschieht vom Sugriva wohl, um den Rama zu prüfen, ob er auch stark genug sey, den Bali zu besiegen; Bali ist des Indra Sohn, und steht auf Ravans Seite. Von Dundhubi werden in Wilsons Wörterbuche, mehrere Bedeutungen angegeben: 1) Eine große Kesseltrommel; 2) ist es ein Beynahme des Wassergottes Varuna; 3) ist es der Nahme eines Daitya, oder Riesendämon.

Der Berg Rasâtalan 25) wurde der Freundschaft Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundschaft ein Vertrauen der Affenfürst,
144. Sugriva, der hohe Waldmensch, reicht an der größten Freude Ziel.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht der starke Held,
Da entstand Lieb' und Neigung auch eines zum andern diesen zween.
Als den Bundseid sodann vollbracht, der Mannes- und der Affenfürst,
148. Ging mit dem Rama er zugleich nach Kishkindha der Heimath hin.
Alsbald rief Hari, 25) den großen, Sugriva's Donnerstimme an,
Auf den Ruf, der so mächtig scholl, kam dann Hari, der König, gleich.
Wohl nachfolgend darauf dem Ruf, 26) kam er zu dem Sugriva hin;
152. Und es tödtete Rama jetzt Bali'n mit einem einzgen Pfeil.

---

25) Rasâtalan ist der Nahme der sieben unterirdischen Gegenden oder des unterirdischen Reichs der andern Daityas, und auch des Bali. Im V. 141. ist mir der Sinn nicht ganz klar.

25) Beynahme des Vishnu, der um Beystand gegen den übermächtigen Riesen herbeygerufen wird.

26) In diesem Vers war die Lesart meines handschriftlichen Textes sehr unklar, ich habe nur unbestimmt nach dem Zusammenhange übersetzt.

Als auf Sugriva's Geheiß nun Bali erschlagen war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Rama, übertrug es Sugriva'n ganz;
Der dann die Affen all sammelnd, er der Herrscher der Affen war,
156. Hat festgestellt des Reichs Ordnung, Janaka's Kind 27) zu sehn gewillt.

Des Geyers Rath befolgend nun, ging Hanuman der Aff' hervor,
Hundert Meilen wohl weit schwimmend, fuhr er kühn durch der Fische Reich.
Darauf ankommend zu Lanka, der vom Ravan erbauten Stadt,
160. Erblickt er Sita trauervoll wandeln dort in Ashōka's Hain,
Machte kund ihr die Bothschaft gleich, machte kund ihr die Rückkehr auch,
Empfing die Gegenbothschaft dann, tödtend des Südens Riesenvolk.
Fünf erschlug er, der Heerführer, Trisuta'n dann zum siebenten, 28)
164. Den jungen Akshan zerstückend, dann auf Grahana stürzt' er hin,
Der mit dem Schwerdt sich selbst frey macht, als er des Ahnen Mörder sah.

---

27) Sita.

28) Vielleicht wird Aksha als der sechste gezählt, da Grahana nicht von ihm getödtet wird, sondern sich selbst umbringt.

Der Held, dem Riesenvolk zürnend, hat's all vollbracht nach seinem Wunsch.
Nun anzündend die Stadt Lanka, sah er Moithila, 29) wieder auch
168. Seines Leibs da gepflegt hat er, kehrte heim dann der Affen Fürst.

Der nun kommend zum großmüth'gen, hat den Rama zuerst begrüßt,
Verkündete sodann gleich ihm: „Gefunden hab' ich Sita nun!" —
Sugriva'n nahm er mit sich drauf und ging hin zu des Meeres Strand,
172. Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch sonnengleicher Pfeile Kraft,
Durch die That zeigend, daß selber das Weltmeer Rama'n dienend sey;
Samudra's 30) Rath sodann folgend, hat er dort Nala's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lanka, erschlug den Riesenkönig dort.
176. Rama, als Sita gefunden, ward der höchsten Beschämung voll.
Der nun sagte darauf Rama vor den Menschen da Schmähungen;
Drob unwillig bestieg Sita sodann die Flamme treugesinnt. 31)

---

29) Ein Beynahme der Sita, welche in Mithila gebohren war.

30) Das personificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

31) Sie reinigt sich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward, daß Sita schuldlos war,
180. War erfreut ob der großen That das Weltall, was da geht und steht,
Zusamt allen den Altvätern, Rama des hochgesinnten That.
Der nun setzte dann zu Lanka den Riesen Vibhishana ein. 32)
Als dieß vollbracht, sodann Rama, frey von Schmerzen erfreut er sich,
184. Durch die Götter gewährt Wunsches, fort nun sandt' er die Affen all.
Der That sich die Götter freuend, kamen all zu Indra's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gottheiten, hochgeehrt.
188. Da dieß vollbracht, sodann Rama naht der Wonn' und der Freude sich,
Durch die Götter gewährt Wunsches, da er Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen 33) sich, nach Nandigrāma kam er dann.
Nandigrāma, wo nun wohnte mit den Brüdern des Raghu Sohn,
192. Rama, der Sita gefunden, auch erlangt hat das Königthum,

---

32) Ein Bruder des Ravana, der aber diesen gewarnt und ermahnt hatte, dem Rama, der ein Gott sey, die entführte Gemahlinn wiederzugeben, und der, als Ravana seiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Rama übertrat.

33) Pushapkan, ein wunderbarer Götterwagen des Kuvera.

Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erschlug den Lôkakandaka,
Freuend der schönen Sita sich, 34) seelig mit der Freundin vereint.
Nun führt er Vatergleich sorgend jener glücklichen Völker Schaar
196. Ayôdhya's seeliger Herrscher, König Dasharaths eigner Sohn.

Freudig ist nun die Welt, seelig, zufrieden, stark, dem Rechte treu.
In Lust und frey von Schmerz ruhend, so von Haß als von Sehnsucht fern.
Des Sohnes Sterben sieht keiner dieser glücklichen Menschen je,
200. Die Frauen, so im Wittwenstand, sind den Gemahl zu ehren froh.
Kein Lufterzeugtes Schreckniß giebts, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein Feuererzeugtes Schreckniß giebts, wie in der goldnen Zeit so hier.
Wittwen in seinem Reich giebts nicht, nichts herrenloses, Thoren nicht,
204. Unglücklich, elend ist keiner, noch durch Krankheit ein Mensch gequält.

---

34) Sitaya ramaya — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtschaft der gebrauchten Worte mit dem Namen des Helden Rama, der von derselben Wurzel stammt, einen neuen Reiz giebt.

Rosse in Hundertzahl opfernd, des Goldes Fülle noch dabey,
Und Kühe hundert Tausende, unzählge wird er geben noch.
Viel Jahre wird sein Königreich Rama ferner verwalten noch,
208. Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht fest gründen jeglichen.
Wenn nach zehntausend Jahren einst, dazu zehnhundert Jahre noch,
Rama sein Reich verlassen hat, wird er aufgehn zu Vishnu's Welt.

Der ist der tugendvollkommne, Gesetzgeber, beglückt im Sieg,
212. Nach dem Du fragtest, Valmiki! Rama ist der vollkommne Mann.

Als Narada'n gehört hatte Valmiki, also sprach er da:
Die Tugend Heilger! klar machst du, die der Sterbliche schwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Rama, zu dem hinschreit' ich gleich. 35)
216. Ob der unsterblichen Kunde, die des Ruhms Heldenkraft vermehrt.

---

35) In der ersten Hälfte des Verses 215 ist die Lesart undeutlich; der Sinn und Zusammenhang des Ganzen ist jedoch klar. Der 216te Vers gehört unstreitig noch zu dem, was Valmiki sagt. Der fernere Schluß ist wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes selbst.

Wer diese Thaten Rama's lies't, der wird all seiner Sünden frey;
Mit Sohn, Enkel, und all Seinen, wird der Mann frey von Unglück seyn.
Wer den Ramayan bloß hörend bis zu dem Ende ganz vernahm,
Wer da lies't nur bis zur Mitte mit Andacht glaubensvoll dieß Buch;
Es fruchtet dem Wiedergebohrnen 36) Weisheit, den Edlen mit herrlicher Herrschaft lohnend;
Dem Kaufmann soll reinsten Gewinn es bringen, und hörts ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

Brahma's Besuch.

Der Inhalt dieses Stücks ist folgender. Valmiki bereitet sich durch fromme Reinigungen in der Einsamkeit des Waldes zu seinem großen Werke vor. Er sieht ein liebendes Paar von Reihervögeln; das Männchen wird von einem wilden Menschen erschlagen. Die Trauer der Zurückgelassenen erregt Valmiki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber versinkt, ist der Ausbruch seiner Klage ein metrischer Spruch. Mit Erstaunen wird er es gewahr und theilt seinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brahma erscheint ihm, freut sich über einen neuen Beweis, den Valmiki von der so eben ent-

---

36) Dvija, der zwiefach — einmal natürlich, das andremal geistig — Gebohrne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verschiedenheit der vier Stände ist auch der Lohn verschieden, der dem Leser des Ramayan verheißen wird.

deckten Verskunst ablegt, und fordert ihn abermals auf, das große Werk des Ramayan zu beginnen. Zum Schluß preisen die Lehrlinge noch die Erfindung des indischen Versmaaßes oder des Shlōka.

Diese mythisch bedeutende Erzählung von dem Tode des Reihervogels wird nur ganz im Vorbeygehen berührt. Merkwürdig ist es, daß in diesem Mythus vom Ursprunge der Dichtkunst alle Wunder der riesenhaften Vorwelt als schon vorhanden und geschichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poesie aber aus der sanften Stimmung eines solchen zarten Mitgefühls mit den leidenden Naturgeschöpfen hergeleitet werden.

Als die Rede gehört hatte von Narada, der herrlich sprach,
Valmiki mit samt dem Lehrling, hohes Staunen ergriff sie da.
In Gedanken nun bringt Rama'n Ehre der hohe Seher dar;
4. Sodann zusamt dem Schüler auch gleicher Weise der Seher Fürst
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narada'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narada darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg.
8. Jener, gleich als gegangen Narada war zur Götterwelt,
Nach Tamasa's Gestad' ging er, Valmiki aller Seher Haupt.

Als das Gestad' erreicht hatte, der große Seher, Tamasa's,
Sprach zum Schüler er neben sich, den Ort sehend von Flecken rein.

12. Frey von Flecken ist dieß Asyl, deß Stifter Bharadvaja war,
Ganz rein ists, wohl gelegen auch, wie der Rechtschaffnen Urtheil ist;
Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, ist auch heilsamer Wasser reich.
Hier will vollziehn das heilge Bad' ich in Tamasa's Fluthen nun.
16. Bring das Gewand von Baumrinde 1) schnell hierher aus der Hütte mir.
Daß nicht lang dauernd die Zeit sey, darauf denke, mein edler Freund!
An Tamasa's geweihtem Ort hier will vollziehn ich das heilge Bad.
Dieses mein Wort vernehmend, wollst du hingehn in schneller Eil!
20. Nach des Meisters Geheiß eilend kam zurück aus der Hütte der,
Das Baumgewand hervortragend, seinem Meister da zeigte ers.
Als nun das in der Hand brachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,

1) Die gewöhnliche Tracht der Einsiedler.

24. Nach dem Gebrauch versöhnt hatte sprengend der heilgen Ahnen Geist,
Da durchwandelt umherschauend er nun Tamasa's ganzen Wald:
Als am Gestade Tamasa's solcher nun sorglos wandelte,
Erblickt' er dort ein Paar liebend von Reihern, froh und hold zu sehn.

28. Von diesem Paare den Einen, weil das andre es kommend sah,
Erschlug unerbittlich mordend der Jagdmann 2) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden sah
Das Weibchen, wehklagt voll Schreck sie und gebehrdet sich jammervoll.

32. Als nun erschlagen den sahe vom Jäger in Andajan's Hain,
Samt dem Lehrling der Einsiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Dann sein Mitleiden darstellend, begann er so und sprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grausamen Waldmenschen, der so arm an Geist,

---

2) Nishada bedeutet einen verwilderten Menschen, der sich von Fleisch nährt und von der Jagd lebt. Zunächst ist Nishada ein Mensch von gemischtem Stamm, aus der Verbindung eines Brahminen mit einem Shudraweibe entsprossen; da aus solcher Misheirath und Vermischung der Kasten nach indischer Ansicht der Dinge alle Verwilderung der Lebensart hervorgeht und ihren Ursprung genommen hat.

36. Diese unrühmliche That hier, der Welt Abscheu, geschehn mußte !"
Mit Seufzen klagend das Thierchen, das kläglich weinte, sang er dieß:

„O Weidmann! wohl nicht lang lebst du, noch erreichst hohe Jahre du,
Weil aus dem Reiher-Paar Einen, in Liebe trunknen, du erschlugst."

40. Als er gesagt dieß Wort hatte, ward tief denkend darnach er gleich.
„In dem Schmerz dieses Mitleidens, was war dieß, das mir da entfuhr?" —
Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann sagend den Klagespruch,
Spricht zum Schüler, der bey ihm stand, Bharadvaja'n er dieses Wort:

44. „Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzähliger Sylbenzahl,
Ich jetzt aussprach, im Leid klagend; drum wird Lied 3) dieß von nun an seyn.

Als dieses Wort der Lehrling hört, des Einsiedlers vollkommnen Spruch,
Da stimmt er bey, es annehmend und zeigt wie er den Meister liebt.

---

3) Das Wortspiel zwischen Shōka und Shlōka habe ich durch das deutsche Leid und Lied auszudrücken gesucht.

Zusammen dann im Gespräch redend, er und auch der sein Lehrling war,
Dem Fall nachdenkend, heimkehrten zu der einsamen Hütte sie.
Dem nachfolgte demüthgen Sinns, Bharadvaja dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, schritt er hinter dem Seherfürst.
Da nun drauf in der Hütt' ankam mit dem Lehrling der weise Mann,
Stieg auf den Sessel er, sank dann tief in Nachdenken trauervoll.
Aber jetzt zu der Hütt' ankam Brahma, Ahnherr des Weltenalls und Haupt,
Selbst lebend durch sich selbst, seelig, zu schaun den hohen Heiligen.
Als ihn erblickte Valmiki, schnell erhebt er sich ehrfurchtsvoll,
Anzubeten sich hinstellend, stand er da hohen Staunens voll;
Drauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwaschung und Sandelholz,
Nach dem Gebrauch' ihn anbetend, begrüßt er dann mit ewgem Heil.
Als aufgestiegen nun Brahma war auf herrlichen Ehrenstuhl,
Hieß er alsbald den Valmiki, sich selbst auch nehmen einen Sitz;
Dieser bestieg sofort solchen, der Welt Ahnherrn im Angesicht.

Als dieß gescheh'n, im Geist wurde Valmiki's Denken hingewandt,
64. Auf das Weibchen, die im Schmerz klagte und er sang diesen Liedes Spruch
Mitleiderfüllt im Geist wieder, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat wirkt er, der schlimm dachte, grimmvoll, ganz ohne weisen Geist,
Daß diesen Vogel, den zart schönen, er erschlug durch der Hölle Trieb!" —

68. Ihm nun sagte darauf Brahma, lächelt den hohen Seher an:
«Was war dieß was du, hochheilger! da sprachst klagend des Reihers Tod?
Einen Spruch hast zum Lied ordnend in dem Klagworte du gesagt;
Seher! durch des Gesangs Göttin durch Sarasvati das entsprang.
72. Rama's Leben und Thaten all bilde du, hoher Heiliger!
Der rechtgesinnt und voll Tugend, Rama vor allen tief von Geist,
Rama's Kunde der Ordnung nach, wie sie dir sagte Narada;
Was verborgen, was klar offen vom Schicksal dieses hohen Geists,
76. Rama's selbst, seiner Kampfbrüder, die Thaten all des Riesenvolks,

Dann der Gemahlinn [4] Leidkunde, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß soll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden deinem Geist;
Der Frau Kunde, des Reichs Schicksal, samt König Dasharath zumal,
80. Was gethan, was gesagt worden, was Zweck war, was erfolgte drauf.
Noch soll irgend da Fehlrede im Gedicht dir zu finden seyn.
Rama's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!
So lang der Berge Haupt stehn wird und auf Erden der Flüsse Lauf,
84. So lang wird der Ramayan auch weit hinwandeln die Welten durch;
So lang als das Lied Ramayans wird hinwandeln die Welten durch,
So lang sollen dir, Sitz geben hoch und tief, meine Welten all."
Als dieß Brahma gesagt hatte, da entzog er sich ihm und schwand;
88. Valmiki mit dem Lehrlinge waren da hohen Erstaunens voll.
Dessen Lehrlinge allsamt, dann den Spruch sangen, der also heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen sie, oft erstaunend aus:

---

4) Voidehya stand nach dem Text in der frühern Ausgabe, welches ein Beynahme der Sita ist.

„Durch den Spruch, der im Gleichmaaße vier Füße faßt,
den kühn der Geist
92. Sagte bebend dem Mordschreckniß, ward aus Leid Lied,
entsprang der Vers.“ —

Dessen Kunst nun entstand damals durch Valmiki, den
Denkenden:
„Ganz will ich so das Lied Ramas bilden in der Gesanges-
Art.“ —
Recht, Lieb' und Schön' im Lied einend, das so reich wech-
selt, viel umfaßt,
96. Dem Perlenvollen Meer gleichend, den Saft haltend
der Schriftenwelt. 5)
In Füßen kunstreicher Bedeutung, wonnevoll, das Lob-
gedicht bildete drauf von Rama der,
Die Füße des Spruchs wägend im Maaß, vom Ruhmes
Held ein Ruhmes Lied, dichtend der
Seher Geistes voll. 5)

---

5) Alle Blüthe der heiligen Schriften in sich vereinigend.

5) Dieses sind die beyden ersten Sargas des Adikanda oder ersten Buchs, deren der Ramayan sieben enthält. Die folgenden sechs sind: der Ayödhyakanda, von dem Königreich dieses Nahmens; der Aranyakanda, von Aranya der Wald, also vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kishkindhakanda, von dem Ort, wo er mit den Affen zusammenkommt; der Sundarakanda, von der Schönheit so benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhakanda, von Yuddha Krieg; und endlich der Uttarakanda, oder das letzte Buch.

II.

Indische Kosmogonie.

Aus dem ersten Buche der Gesetze des Manu.

In dem wunderbaren Buche der Gesetze des Manu, dem ältesten indischen, das wir bis jetzt vollständig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrerer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die sinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltsamkeit des Hesiodus erinnert; die kosmogonischen und philosophischen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder seines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet sich hier eine Erhabenheit von noch ernsterm und mehr strengem Charakter, welcher den Jones zur Vergleichung mit der mosaischen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache ist die Alterthümlichkeit und der Unterschied von der des Mahabharat sehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Uebersetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt ist, Scholien sind, die es wohl besser gewesen wäre, nicht in den Text selbst aufzunehmen. Aber auch außerdem ist Jones Uebersetzung zuweilen erklärend und schärfer bestimmt als die Urschrift. Denn so metaphysisch die Sprache derselben schon durchgehends ist, so ist doch oft eine kühne Bildlichkeit unter

die abstractesten Begriffe gemischt, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar ist, so herrscht in andern wieder eine fast räthselhafte Kürze und Abgerissenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade so unbestimmt, ja so geheimnißvoll zu lassen, als es in der Urschrift war, um dem Leser den Eindruck derselben so rein als möglich wiederzugeben.

Er sind nur diejenigen Stellen aus dem ersten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken ist folgender. Im Anfang war alles Finsterniß; der Unbegreifliche, Selbstständige erschuf alles, es aus seinem eignen Wesen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ey, das auch der ägyptischen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreyheit ganz geistiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des selbstständigen Wesens ging zunächst der Geist hervor, aus diesem die Ichheit; Atma, Mana, Ahankar. Alsdann folgen sieben Naturkräfte; die große Weltseele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüsse, Matra, des ursprünglichen Selbst, des Atma. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Wesen und entgegengesetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schicksale nach unerforschlicher Vorherbestimmung unterworfen.

Manu spricht.

Einst war dieß alles Finsterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Nicht enthüllt noch, und nicht kennbar, als wie noch ganz in Schlaf versenkt.
Drauf dann der seelig Selbständ'ge, der unenthüllt enthüllende,

Der Wesen Anfang, stets wachsend, wars, der wirksam die Nacht zerstreut;
Der nie durch Sinne zu greifen, unsichtbar, unbegreiflich stets,
Ein Allwesen, das undenkbar, und Er selber in Wahrheit ist.
Der nachdenkend, aus eignem Leib schaffen wollend der Wesen viel,
Wasser erschuf er da zuerst, des Lichtes Saame ward erzeugt; 1)
Ein Ey war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tausendstrahler 2) gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brahma, Ahnherr des Weltenalls.
In dem Ey saß nun nichts thuend ein Jahr lang jener Göttliche,
Selber dann durch des Geists Sinnen hat er das Ey entzwey getheilt.
Aus diesen Stücken dann theilend bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Wasser Haus, das ewige.
Drauf hervor aus dem Selbst zog er den Geist, der ist und nicht ist auch; 3)

---

1) Das Verhältniß des Wassers, des Lichtsaamens und des Ey's ist nicht bestimmt angegeben. Man denke es sich etwa so: das Wasser ward zuerst hervorgebracht, in diesem erzeugte oder regte sich Lichtsaamen, der dann zu jenem glänzenden Ey zusammenschoß und sich gestaltete. Das Ey muß wohl als im Wasser schwimmend gedacht werden.

2) Ein Beynahme der Sonne.

3) manahsad'asad'atmakan. Jones übersetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im Bhagavatgita jener selbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchste, wie nach der Neu-Platonischen Ansicht, ein

Aus dem Geist dann der Ichheit Kraft, 4) so ein Warner
und König ist.
Die große Seele zuförderst, dreyfacher Art 5) die Wesen all,
Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne 6) allmählig auch.
So nun dieser Gebild zarte, der sechs Wesen gewaltger
Kraft,
Mit des Selbsts Ausfluß 7) durchdringend, bildet er alle
Dinge dann.
Nun regen drauf die Beweger, die mächtgen, sich im
Wirken all,

über Seyn und Nicht-Seyn gleich erhabenes Wesen sey; so habe ich es in der ganz wörtlichen Uebersetzung unentschieden lassen wollen, ob dieser oder jener Sinn hier Statt finde.

4) Ahankar, die Ichheit, hat in den indischen Schriften meistens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenstehende und Widerstrebende. Hier ist dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den ihm beygelegten Eigenschaften, „der ein Warner und König ist," ersieht. — Es ist wohl überhaupt der Grund des persönlichen Daseyns darunter zu verstehen, und es ist merkwürdig, daß Manu, nah verwandt mit Mana, sich selbst nachher als zweyten und untergeordneten Weltschöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Wesen hervorgebracht habe, nachdem Brahma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erschaffen hatte.

5) Alle Wesen, die nach den drey Gun's oder Eigenschaften, der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finsterniß angehören.

6) Die fünf Sinnlichkeiten; sowohl die Gegenstände und Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbringen und veranlassen, als diese Eindrücke selbst.

7) Atmamatrasu. Ob die Matra als Atome zu verstehen seyen, ist eine wichtige Frage, aber wenigstens in Manu's Gesetzbuch nicht mit Gewißheit klar.

Wird aus zartem Gebild Geistes allen Seyns Grund, der nie vergeht.
Von diesen sieben Grundkräften männlichen Wirkens geht hervor,
Durch sterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ewgen Vergängliches.
Stets hat an sich des Ersten Art, ihm nachfolgend, das andre stets;
So wie jeglichen Dings Stelle, also wird seine Art gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, sondernd jegliches,
Wie in des Veda Wort Anfangs sie bestimmt, sondernd bildet' er.
Tugendübende Gottheiten schuf er, so der Lebendgen Haupt;
Gerechter Geister reinen Stamm, auch das Opfer von Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreyheit, die ewige
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yaju und Sam 8) genannt.
Die Zeiten und der Zeit Theilung, Sterne und Irrgestirne auch;
Samt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Lust schuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächst,

---

8) Die Nahmen der drey ältesten Veda's Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für spätern Ursprungs gehalten.

Zum Daseyn diese Geschlechter schaffen wollend und diese
Welt.
Um zu sondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht
getrennt;
Unterwarf all die Geschlechter auch den Zweyheiten 9) wie
Freud' und Leid.
Welcher Thätigkeit nun jeden hat der Schöpfer zuerst vereint,
Dieser von selbst er nachtrachtet, immer wie oft er erschaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht,
Wahr und Falsch,
Was jedem er bestimmt schaffend, das wird jedem von selbst
zu Theil.
Gleich so wie stets des Jahrs Zeiten, wandelnd im festbestimmten Maaß,
Selbst durchwandeln ihr Ziel immer, so auch die Thaten
irdsche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daseyns und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem steten Wechsel der bald neu erwachenden bald wieder in Schlummer zurücksinkenden Grundkraft.

Manu redet.

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, 10)

---

9) Den Gegensätzen, den streitenden Kräften und Eigenschaften.

10) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menschen, sondern jedem fühlenden Wesen in diesem Leben hier wiederfährt, ist nach der indischen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

Endes bewußt 11) sind all diese, mit Freud' und Leidgefühl
begabt.
Die zu dem Ende hinwandeln, kommend aus Gott zur Pflanz'
herab,
In des Seyns schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt.

Als dieß All hat' und Mich erzeugt, der sich undenkbar entwickelt stets,
Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun vertauschend Er.
Während nun ist der Gott wachend, da regt strebend sich hier
die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwindend vergeht es all.
So lang seelig nun Er schlummert, wankt der wirkenden Ird'schen Schaar,
Von der bestimmten That irrend, der Geist selber ermattet dann.
Wenn dann ganz sie verschlungen erst im Grund jenes Erhabnen sind,
Weil der, so alles Seyns Leben, wohl süß schlummert, der
Kraft beraubt;

---

11) Antah sanina bhavanty etc. Jones übersetzt: have internal conscience. Die Zurückweisung in dem folgenden Verse: etad'antastu gataya, — „zu dem Ende hin, wandeln sie" — mit Wiederhohlung desselben Wortes schien mir dafür zu sprechen, daß antah sanina gegeben werden müsse: sich ihrer Schranken, ihres Zieles oder Endes bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes. Anta vereinigt im Indischen, ganz wie das lateinische finis, die Bedeutungen von Ende, Schranken und Ziel.

Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da, samt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was seines Thuns, geht aus der irdschen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und steht,
Er neu geschaffen durchdringet, alsdann nimmt ird'sche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All, was sich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt ist, als in der zuerst angeführten. Manu hat nun schon dem Bhrigu die weitere Darstellung seiner Lehre übertragen.

Bhrigu spricht.

Nach des Tags und der Nacht 12) Ende besinnt wieder Er sich vom Schlaf,
So besonnen erschafft er drauf den Geist, der ist und nicht ist auch. 13)
Der Geist dann bildet die Schöpfung, wirksam jetzt durch des Schaffens Trieb;
Aus dem zeugt sich dann Himmels Luft, die als Quell wird des Schalls erkannt.

---

12) Es ist von großen Weltzeiten die Rede.
13) Siehe die Anmerk. 3.

Aus der Luft 14) nun Gestaltswandlung wird, der rein alle
Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächtgen Windes-Hauch, der Quell aller Berührung ist. 15)
Aus des Windes Gestaltswandlung, geht hervor, so die Nacht
zerstreut,
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, so der Quell der Gestalten heißt.
Aus des Lichtes Gestaltswandlung Wasser, schmeckender Säfte Quell,
Erd' aus Wasser, des Geruchs Quell. So sind erschaffen die
zuerst.

Zahllose Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zerstörungen;
Spielend wirket er dieß gleichsam, der höchste Schöpfer für
und für.

---

14) Akashan. Einige Europäer übersetzen dieses fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier, wie im Bhagavatgita dem Khan, die sinnliche Eigenschaft des Schalls zugeeignet wird, so ist es, wie Jones übersetzt, subtil aether.

15) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die sinnliche Eigenschaft des Gefühls zugeeignet wird.

III.

Aus dem Bhagavatgita.

Der Gegenstand des zweyten großen Heldengedichts der Indier, des Mahābhārat, ist der Bürgerkrieg zwischen den Fürsten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlassung des Krieges und die Geschichte desselben auf das Verständniß der philosophischen Episode, von der wir hier einige der wichtigsten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, so übergehen wir dieses. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddha und Enkel des Chandra, oder des Mondes, war der erste Ahnherr des ganzen Stamms; Kuru, der König von Kurukshetron, sein Nachkomme, der zweyte. Von ihm stammen beyde Partheyen her, zwischen denen der Krieg sich auf Veranlassung der Draupati entspann. Auf der einen Seite Bhishma, Dhritarāshtra und all die ihrigen, welche hier wahrscheinlich als die ältere Linie vorzugsweise die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite sind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derselben von der Kunti, ist Arjun, den Krishna, welcher der Gott Vishnu in seiner achten Menschwerdung ist, beschützt und begleitet.

Beyde rücken auf einem Streitwagen zusammen in die Schlacht; die Heere stehen gerüstet gegen einander;

da Arjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit sieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Krishna tröstet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erscheinunger. So beginnt das philosophische Gespräch, welches der Inhalt der berühmten Episode des Mahābhārat ist; der Bhagavatgita, d. h. das Lied vom Bhagavan, mit welchem Beynahmen Krishna hier meistens genannt wird.

Es ist dieses didaktische Gedicht ein beynah vollständiger kurzer Inbegriff der höheren indischen Glaubensansicht nach der herrschenden Vedanta-Lehre, und steht als solcher in hohem Ansehn. Wir haben nur einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke ausgehoben.

Arjuns Klage.

(Aus dem ersten Adhyāya.)

Als nun gerüstet da sahe all der Dhritarashtriden Schaar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhagavan dieses Wort: «O der Erde Herr!
Inmitten stell' der zwey Heere den Wagen mir, so sagt er, hier,
Daß ich die schaue, die dorten kampfbegierig gerüstet stehn,
Auch mit welchen ich soll kämpfen, wenn diese Schlacht beginnen wird;
Daß ich schaun mag die kampfgiergen, die allhier nun vereinigt sind,
Ruhm in furchtbarer Schlacht suchend, zu Dhritarashtra's Sohnes Gunst."

Als dieses Wort nun gesagt worden dem Bhagavan vom Schüler war,
Da inmitten der zwey Heere stellt er der Wagen herrlichsten. —
„Bhishma'n, Drana'n, all die dorten im Antlitz uns, die Könige,
Schaue sie hier, o Fürst! sprach er, der Kuru's wohl vereinigt Heer." —
Und da sah er der Fürst, standen Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel standen dort,
Auch Blutsverwandte, Befreundte, hier und dort in den Heeren zweyn.
Als die nun sah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüstet stehn,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend diese Wort' er sprach:
„Seh ich die Freunde, Krishna! all dort kampfgierig gerüstet stehn,
Fühl' ich die Glieder mir schmelzen, mein Antlitz verdorrend welkt,
Es durchfährt mir den Leib Schauder, während das Haar sich sträubend hebt.
Gandiv 1) auch sinkt aus der Hand mir, die Haut selber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu stehn fürder, und es schwankt mir schwindend der Geist.

1) Gandiv, der Bogen des Arjun.

Anzeichen seh' ich, unselge, hier um mich her, o Keshava! 2)
Und kein Heil mag ich erspähen nach der Blutsfreunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg Krishna! keine Freuden noch Königthum.
Was frommt König seyn, Göttlicher! was wohl Reichthum, das Leben selbst,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum, Reichthum und Freuden sind,
Dort zum Kampfe gerüstet stehn, Reichthum nicht achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, selbst Großväter, dazwischen auch
Oheim' und Enkel, Blutsfreunde, Schwäher und nah Verbundne dann.
Nicht begehr' ich den Tod solcher, tödten sie mich auch, Göttlicher!
Nicht für den Thron der drey Welten, wie sollt' ichs um die Erde thun?
Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich seyn, Madhava! 3)
Wenn auch jene es nicht sehen, weil Habsucht ihren Geist ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein schwer Verbrechen, Freund!

---

2) Keshava, der Lockige, ein Beynahme des Krishna, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

3) Madhava, Beynahme des Krishna.

Wohl erkannt ist, wie sollten wir nicht ab von dieser Sünde stehn?
O weh! ein großes Verbrechen sind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrscherlust morden wollen den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, selber bewaffnet mich im Kampf
Erschlüge Dhritarashtra's Schaar, wär' es leichter zu dulden mir."

Also sprach Arjun am Kampfplatz, niedersetzend im Wagen sich,
Legte dann Köcher und Pfeil hin, überwältigt im Geist von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, dessen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Madhu's Besieger 4) dieses Wort.

Bhagavan.

(Aus dem Sankhyayōga, dem zweyten Adhyāya.)

Woher hat mitten im Kampfe diese Weichheit ergriffen dich,
Die nicht rühmlich ist, nicht göttlich, Arjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb du dich, Fürst! nicht also geziemt es dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit lass', erhebe dich, Herrlicher!

Arjun.

O wie soll Bhishma'n im Kampf ich und Dhrana'n, Madhu's Sieger 4) Du!

---

4) Madhu's Sieger, Beynahme des Krishna.

In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich
ehren muß?
Almosen wärs besser zu essen mir wohl, als diese ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut genießen.
Nicht wissen wir, welches uns besser seyn mag, ob jene wir oder sie uns besiegen;
Die selber wir mordend nicht leben möchten, die stehen kampflustig im Angesicht uns.
Besiegt ist mein Herz von des Mitleids Schwäche, dich fleh ich an, weiß nicht was Pflicht hier zu sehn!
Was besser sey, sag es in Wahrheit du mir, dein Schüler ja bin ich, o lehr' es jetzt mich!
Und nichts erspähn kann ich, das mich befreyte vom Schmerz, der mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Besitzthum, ja selbst im Reich himmlischer Helden herrschend.

Bhagavan.

Was nicht zu klagen ist, klagst du, redend doch nach der Weisen Spruch.
Nicht die gehn, noch die dableiben, beweint jemals, wer weise denkt
Nicht ich war irgend jemals nicht, noch du, noch jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht seyn irgend jemals wir allesamt.
Wie im sterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend und Alter sind,
Ist auch des Lebens Kleid wechselnd; wer dieß festhält, den irret nichts.

Stoff und Eindruck, o Sohn Kunti's, machen heiß, kalt, und Freud' und Leid,
Kommen und schwinden stets wechselnd; standhaft trag' sie, Bharats Sohn! 5)
Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht erschüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, standhaft, der gedeiht der Unsterblichkeit.
Nicht was unwahr, wird je seyend, noch was nicht ist, gefunden wahr;
Wohl ist der beyden Gränz' erkannt denen, welche das Wesen schaun.
Unvernichtbar wohl ist, wisse, das wodurch dieses All besteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unsterblichen Wesens ist.
Diese endlichen Leiber hier sind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner mißt noch vernichtet; auf denn! und kämpfe, Bharats Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet sey;
Wohl nicht weise sind beyde sie; nicht tödten kann's und sterben nicht.
Gebohren wird's niemals und stirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird seyn, ist jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl ist's das alte, und nicht erstirbt's, wird auch der Leib getödtet.

---

5) Arjun ist ein Abkömmling des Kuru, so wie dieser vom Bharat dem Sohn des Dushvanta und der Shakuntala abstammt. Daher iener Beynahme des Arjun.

Wer dieses Ewge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein solcher wohl jemands Tod bewirken, ihn tödten selbst?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft und legt andre, die neu sind, ihm an;
So läßt auch dieß Wesen den Leib, den alten, alsobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es spalten, noch wirds etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Wasser aufgelöst wird's, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu schmelzen, zu trocknen nicht,
Alldurchdringend und bleibend ist's, auch unwandelbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
Drum so du solches erkannt hast, ziemt dir's fürder zu klagen nicht,
Wenn du dir's ewig entstehend, oder auch ewig sterbend denkst,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt dir es zu beweinen nicht.
Gewiß ist des Gebohrnen Tod, wie die Geburth des Gestorbenen;
Weil unvermeidlich nun dieß ist, ziemt dir es zu beweinen nicht.
Der Wesen Ursprung ist dunkel, klar nur die Mitte, Bharats Sohn,
Dunkel der Untergang wieder; was ist da nun zu klagen noch?

Als Wunder betrachtet der ein' es staunend, als Wunder spricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat er's vernommen, erkennt's doch keiner.
Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerstörbar in keinem Leib,
Drum kein lebendes Wesen nicht darfst du beklagen, Bharats Sohn!
Was deine Pflicht, im Aug haltend, solltest du fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunsch vor den Augen sich ja aufthut des Himmels Thür;
Seelig wohl sind die Krieger, Fürst! denen zu Theil wird solch ein Kampf.
Wenn aber diesen Beruf du nicht des Kriegers erfüllen wirst,
Dann deine Pflicht, ja die Ehr' auch setzest hintan du, fällst in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, dir nachreden die Wesen all;
Des einst Gepriesnen Unehre muß noch jenseit dem Tod bestehn.
Du seyst aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; 6)
Denen so hoch du geehrt warst, wirst du leicht nun geachtet seyn.

---

6) Beynahme der Helden.

Es wird manch unwürdiges Wort gesagt werden von Feinden dir,
Deiner Tapferkeit Schmach redend; was kann schmerzlicher seyn als dieß?
Den Himmel erlangst du fallend, siegreich freust du der Erde dich;
Drum erhebe dich, Sohn Kunti's! auf zur Schlacht mit entschloßnem Muth.
Freud' und Leid Beydes gleich achtend, Gewinnst, Verlust, und Sieg und Tod;
Rüste denn also zur Schlacht dich jetzt, so ladst auf dich du keine Schuld.

Aus dem vierten Adhyāya, dem Yajnayōga.

Diese ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivasvan, 7)
Vivasvan machte sie Manu'n, Manu dem Ikshvaku 7) kund.
So erhielt einer vom andern lernend der Priesterfürsten sie;
Doch es ward durch der Zeit Länge zerstört die Lehre, Herrlicher!
Diese ist's, die ich dir heute, die alte Lehre, offenbart.
Mein Diener bist du ja, Freund auch; das höchst' ist's der Geheimnisse.

Arjun.

Es ist deine Geburt später, früher ja Vivasvans Geburt;
Sage wie soll ich begreifen nun, daß zuerst du es offenbart?

Bhagavan.

Viele sind meine vergangnen Geburten, Arjun, deine auch,

---

7) Vivasvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikshvaku ist der Sohn des Vivasvan und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

Alle sie kenn' ich wohl wissend, du kennst nicht sie, o Herrlicher!
Ungebohren, unwandelbar bin ich, auch aller Wesen Herr;
Mein eigen Wesen beherrschend, entsteh' ich durch den eignen Schein. 8)
So oft als nun ein Verschwinden des Rechts sich zeigt, o Bharats Sohn!
Und des Unrechts Emporsteigen, erschaff' alsbald mich selber ich,
Zu erretten die Rechtschaffnen, zu vernichten die Übles thun,
Fest dann wieder das Recht stellend, komm' ich ins Seyn von Zeit zu Zeit.
Wer mein Thun und göttlich Entstehen wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Der kehrt zur Welt, den Leib lassend, nicht zurück, Arjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreyt, zu mir strebend durch mich, aus mir,
Kommen viel der im Geist Frommen in mein Wesen vereint 9) zurück.

---

8) Das Entstehen und Vergehen ist nur eine Täuschung, Maya. Diese Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erscheinungen ist, ist eine Wirkung der Kraft des Gottes.

9) Es ist oft schwer, für die metaphysischen Worte der indischen Sprache, ganz entsprechende zu finden. Yukta was hier in der Urschrift steht, ist der Wurzel und der Form nach ganz dasselbe wie das lateinische junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geistigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet übersetzt.

Aus dem fünften Adhyâya, dem Sannyasayôga.

Den erkenn' als enthaltsam stets, der nicht klaget und nichts begehrt;
Fern von Zwiespalt 10), wird der seelig, o Mächt'ger! und der Bande frey.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen stets festhält, findet der beyden Frucht zugleich.

Hier schon gewinnen den Himmel, deren Geist in der Gleichheit steht;
Ganz vollkommen und gleich ist Gott, darum ruhen in Gott sie stets.
Nicht erfreue sich des Glücks je, und nicht klage im Unglück auch,
Wer festgesinnt, von Thorheit frey, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in sich was seelig ist!
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerstörbar Gut.

Wer nun schon hier ertragen kann, noch eh' er frey des Leibes ward,
Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der ist seelig vollendet wohl.

---

10) Dieses ist ganz metaphysisch zu verstehen: fern von aller Zweyheit, alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander gesetzt wird.

Wer innren Glücks sich freut innen, und wer innen erleuchtet ist,
Der geht als Frommer Gotterfüllt wieder in Gottes Wesen ein.
Das Wesen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frey im Geiste von Zweifeln ganz, in aller Wesen Lieb' erfreut.

Aus dem sechsten Adhyāya, dem Atmasanyamayōga.

Der wahrhaft Fromme steht ewig einsam in sich mit seinem Geist,
Einheit-beseelt, des Sinns Sieger, sonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt 11) sein Innres stets, und als Frommer den Geist beherrscht,
Die höchste geistige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

Wenn fest geordnet das Denken in sich selber beharrend ruht,
Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer das mit Recht.

Wie am windlosen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen, der sich besiegt, nach Vollendung des Innern strebt.

---

11) Siehe die Anmerkung 9.

Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb bestimmt,
Wo er den Geist im Geiste schaut, in sich selber beglückt ist er.
Wer das unendliche Gut, was übersinnlich der Geist ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht standhaft der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch so groß, standhaft er nicht erschüttert wird.

Immer mehr dieser Gesinnung freu' er sich, die standhaft ist.
In sich selbst fest den Geist stellend, sinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geist wandert, der leichte, unbeständige;
Von da dieses zurückhaltend, stell' er in sich die Ordnung fest.
Jener, der so gesinnt, ruhig, des Frommen höchstes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreyt; Gottes Wesen von Flecken rein.
Immer vollendend sein Innres, wird der Fromme von Sünde frey,
Berührt Gott in der Seeligkeit und genießt ein unendlich Gut,
In den Wesen das Selbst 12) sehend, wieder die Wesen all' im Selbst,
Ist er wiedervereinten Sinn's, schauet alles mit gleichem Muth.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,

---

12) Atma heißt zugleich Selbst und Geist, und ist oft schwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht übersetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ahankār.

Nimmer werd' ich von dem fern seyn, noch wird von mir er je getrennt.
Wer den allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und fest an der Einheit hält,
Wo er immer auch mag wandeln, wandelt der Fromme stets in mir.

Aus dem siebenten Adhyâya, dem Jnanavijnanayôga.

Bhagavan.

Zu mir hin mit dem Geist strebend, Andacht übend, daheim in mir,
Wie du mich frey von Zweifeln gleich wirst erkennen, vernimm o Fürst!
Diese Weisheit und Kenntniß sey ohne Rückhalt dir kund gethan.
Wenn dieß erkannt, ist nichts fürder hier des Erkennens würdig noch.
Von tausend Menschen ist einer etwa, der nach der Tugend strebt,
Von den nach Tugend strebenden einer, der mich in Wahrheit kennt.
Erde, Wasser und Wind, Feuer, Luft 13) und Geist, der Verstand sodann,
Ichheit; dieß sind die acht Stücke meiner getheilten Wesenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Wesen an mir erkenne du,

---

13) Khan wird auch Aether übersetzt. Vayu ist der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuschreiben; Khan ist der verborgnere Theil der Luft, in welchem der Schall erzeugt wird.

Was die ird'schen belebt, Arjun! auch die Welt hier erhält
und trägt,
Dieß ist die Mutter der Dinge, aller zusamt, das glaube,
Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Ursprung, so wie Vernichtung auch.
Außer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr, o
Freund!
An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft 14) im Flüssigen, bin der Sonn' und des
Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im
Mann der Geist.
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des
Strahlenquells,
In allen Ird'schen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wisse, von Ewigkeit;
Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch der
Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, von Begier und von Stolz
befreyt;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durchs Recht beschränkt,
o Fürst!
Welche Naturen nun wahrhaft, scheinbar nur oder finster sind, 15)

14) Dasjenige, was den verschiedenen Flüssigkeiten den eigenthümlichen Geschmack und ihre besondre Eigenschaft giebt.

15) D. h. die drey Welten der alten indischen Lehre: die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finsterniß entspringen gleichfalls aus mir; obgleich in dieser ganzen Ansicht und Eintheilung die wesentliche Wahrheit noch nicht gefun-

Aus mir sind, wisse, auch diese; nicht ich in ihnen, sie in mir.
Durch die Täuschung nun dieser drey Eigenschaften ist ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich ist sie, die Welten schafft, 16) meine Täuschung, wird schwer besiegt;
Aber die, welche mir folgen, schreiten über die Täuschung hin;
Nicht folgen mir die Verbrecher, noch die Thoren und Niedern nach,
Welche vom Schein im Geist bethört, zu den Dämonen sich gewandt.
Vier Arten sind's, die mich ehren, der guten Menschen, o Bharats Sohn!
Wer arm ist, wer nach Weisheit strebt, wer Reichthum wünscht, der Weise dann.
Von diesen ist's der Weis' allein, der stets vereint dem Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weisen, sehr, so wie er der meine ist.
Alle verdienen hohes Lob, der Weise gilt wie ich bey mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin sein wiedervereinter Geist.

---

den, und jene Dreyfachheit der Welt selbst nur als eine Folge der ursprünglichen Täuschung und Maya, und als bloß zur Erscheinung gehörig betrachtet wird. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch stärker gegen diese Lehre von drey Welten oder drey Eigenschaften, und zugleich gegen die Veda's, worin diese Ansicht herrscht:

Die Veda's gehn auf drey Wesen, nicht von drey Wesen sey o Freund!
Nicht zwiefach, sondern stets wahrhaft, unbestrebt, duldend, geistig sey!

16) Siehe die Anmerkung 8.

Am Ende vieler Geburthen schreitet der Weise hin zu mir;
„Daß Vasudeva 17) alles ist," wer so groß denkt, ist selten wohl.
Von dem und dem Gelüst bethört, folgen sie andern Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur bestimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu verehren wählt,
Den festen Glauben desselben, ich bin's allein, der den entflammt.
Er, des Glaubens begabt also, ist nun bemüht um jenes Gunst,
Und erreicht auch die Wünsche dann, von mir bestimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch ist die Belohnung dieser wenig erkennenden;
Zu ihnen kommt, wer den Geistern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen mich wähnen sie, die Thoren, der unsichtbar,
Kennen mein hohes Wesen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was sichtbar des Alls, bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt, 18)
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne all die vergangnen, die jetzt seyenden, Arjun! auch,
Und die zukünftigen Wesen; mich erkennt aber keiner je.
Durch der Zweyheit Verblendung, Fürst! die aus Neigung und Haß entspringt,

---

17) Ein Nahme des Krishna oder Vischnu.

18) Yôga heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abschnitte des Bhagavatgita selbst Yôga's genannt werden. Hier sind aber offenbar die falschen bloß sinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterey und des Dämonen-Dienstes gemeynt.

Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdischen, Bharats Sohn!
Doch ist die Schuld getilgt endlich derer, die reinen Wandels sind,
Gelöst der Zweyheit Verblendung, ehren sie mich, im Glauben fest.

Aus dem achten Adhyāya.

Bhagavan.

Nicht zum sterblichen Seyn kehret, das vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreicht, zurück wieder, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art, 19) Arjun! sind aus Brahma die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Sohn Kunti's, ist der fernern Geburth befreyt.

---

19) Hier wird dem Krishna ganz deutlich der Vorzug vor Brahma gegeben. Vom Brahma rühren die Welten der Erscheinung her, in denen die Seelenwanderung Statt findet, und jene stets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Krishna ist dagegen, nach der hier aufgestellten Lehre, der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Wesens.

IV.

Aus der Geschichte der Shakuntala,

nach dem Mahabharat.

Es sind in der Episode des Mahabharat, welche die Geschichte der Shakuntala enthält, vorzüglich zwey Momente derselben ausführlich behandelt; wovon der eine, die Geburth der Shakuntala, in dem Schauspiele des Kalidas nur im Vorbeygehen erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bey dem König Dushvanta, sehr verschieden behandelt ist.

Da wir diese beyden Stücke vorzüglich nur als Beyspiele der ältern indischen Poesie geben, so sind, wo es ohne Schaden des Zusammenhanges geschehen konnte, einige Distichen ausgelassen, deren Inhalt bloß dogmatisch oder voll historischer Anspielungen war, um nicht durch zu viele Anmerkungen den dichterischen Eindruck stören zu müssen.

Geburth der Shakuntala.

Die Scene beginnt da, wo König Dushvanta sich bey einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Kanva, der dort in der Einsamkeit lebte, aufsuchen will. Er trift die schöne Einsiedlerin, und ist sehr begierig, zu erfahren, wer sie sey. Denn wäre sie, wie er glaubt, die Tochter eines Brahminen gewesen, so würde er sich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging der Fürst nun weiter, ihm folgten seine Räthe nicht,
Fand in der einsamen Wohnung nicht den andächtigen Heiligen.
Als er den Heil'gen nicht erblickt, leer des Einsiedlers Hütte sah,
Ließ er von seiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber sein Rufen vernahm jetzt, schön wie Sri von Gestalt die Magd,
Trat hervor aus der Hütte dort in der Einsiedlerinnen Tracht.
Als Dushvanta, den König, nun die schwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte sie schnell ihm Willkommen, bot ihm mit Ehrerbieten Gruß;
Bediente dann mit dem Sessel ihn, mit Waschen der Füße auch,
Fragte nach seinem Wohlseyn dann, wünschte dem Kön'ge Glück und Heil.

Als sie nun ihn bedient hatte, sein Wohlbefinden auch gesehn,
Sagte sie dann zu ihm lächelnd: „Was ist weiter zu deinem Dienst?" —
Zu ihr sagte der König drauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da so schön die Gestalt er sah, nach den Ehrenbezeigungen:
«Ich kam hierher um dem großen Heil'gen, Kanva zu huldigen.
Wo ging er hin, der göttliche? Das, o du Schöne! sage mir." —

Schakuntala.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, so wirst du rückgekehrt ihn sehn.

Als er den Heilgen nicht erblickt, auch sodann dies gesprochen war,
Er sie sahe so voll Anmuth, die süßlächelnde, liebliche,
Die in der Reitze Glanz strahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Tugend Schöne besitzend, sprach er also, der Erde Fürst:

„Wer bist du, Holde, und wessen? weshalb zogst in den Wald du hier?

Mit so hoher Gestalt begabt, und wo kamest du Schöne her?
Durch deiner Schöne Anschauen hast die Seele du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; sag es, liebliche, alles mir." —

Als nun der König dieß gesagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede zurück und sprach mit holdem Laut:
Für des Kanva, des göttlichen, Tochter gelt' ich, erhabner Fürst!
Des festgesinnten Büßenden, des Weisen, der das Recht erkennt.

D u s h v a n t a.

Erhaben denkend und göttlich, heilig ist er und allgeehrt;
Dharma 1) selbst mag vom Pfad wanken, doch es wankt solch' ein Frommer nicht.
Wie kannst deß Tochter gebohren du also seyn, Liebliche?
Diesen mächtigen Zweifel nun wollest du jetzo lösen mir.

S h a k u n t a l a.

Wie ich hierher gekommen bin, welches zu wissen du begehrst,

1) Der Gott der Gerechtigkeit.

Vernimm es Fürst der Wahrheit nach, wie ich des Heilgen Tochter bin.
Es kam einst hier ein Frommer her, meinem Ursprunge fragt' er nach:
Dem erzählte der Göttliche folgendes, das vernimm nun, Fürst!

Kanva sprach:

«Visvamitra, der Büßende, übte so großer Buße Werk,
Daß selbst der Geisterschaar König, Indra, gewaltig drob erschrak,
Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erschüttre von seinem Sitz.
Diese Gefahr nun befürchtend sprach er also zur Menaka:

Indra.

Der Nymphen himmlische Reitze preis't man, o Menaka, an dir;
Einen Dienst thue mir, Mädchen; was ich dir sage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz strahlt, Visvamitra, der Heilge dort
Vollbringt so furchtbare Buße, daß mein Geist mir erzittert drob.
Menaka! dein Geschäft ist dieß: Visvamitra, der mich bedroht,
Furchtbar zu schaun, von festem Geist, wandelt in grimmer Buß' er stets,

Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin wo er Buße übt, thue die höchste Liebe mir;
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feßl' ihn auch mit der Lust Reitzen, wende von seinem Werk ihn ab.

Menaka.

Hochstrahlend ist der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne sey, ist dem Gebiether auch bekannt.
Den strahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgesinnten Mann,
Vor dem du selber dich fürchtest, wie sollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Vasishta 2) der theuren Söhne einst beraubt,
Zu dem du selbst, den Mond fürchtend, um Hülfe gingst, der Geister Herr!
Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl sehr muß ich fürchten den;
Wie sein Zorn nicht verzehre mich, dessen belehr', Gebieter, mich!

---

2) Von mehren historischen Anspielungen der Art auf die großen Thaten des Visvamitra, ist des Uebergangs wegen nur diese eine beybehalten.

Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erschüttern mag,
Der zerschmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume 3) kann,
Der mit solcher Andacht begabt, in Gluth strahlend dem Feuer gleich,
Wie möcht' ein Mädchen unsrer Art ihn berühren, der heilig ist;
Deß Antlitz strahlt wie die Flamme, deß Blick leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, o Herr! den Schlund Kala's 4) eine von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angesprochen, wie sollt' ich nicht gehn vor des Heilgen Antlitz!
Ersinne Rettung denn für mich, Gebieter! daß ich für dich gehend errettet bleibe.
Wenn du es willst, laß das Gewand den Marut, des Windes Gott, weg von mir wehn im Tanze,
Begleiten muß Manmatha 5) auch dieß Geschäft, durch deine Gunst mir als Gehülf' er beystehn.
Laß aus dem Wald Düfte mir wehn den Vayu, zu jener Zeit, da ich den Seher feßle.
Als dieß gesagt und von ihm war bestätigt, da ging sie zur Hütte des Einsiedlers hin.

Als die liebreitzende nun sah, schuldgereinigt durch fromme Gluth

3) Die Räume der Welt.
4) Der Gott der Zeit, und dann der Zerstörung, des Todes.
5) Der Gott der Liebe.

Visvamitra, den Büßenden, in der einsamen Wohnung
dort;
Da begrüßte sie zuvor ihn, tanzt und scherzt vor dem Heil-
gen dann;
Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem Monde
glänzende.
Wie von ihr das Gewand nun sank, hin zur Erde, da blick-
te sie
Lächelnd, die lieblich reitzende, oft den beschämten Ma-
rut an;
Während der Seher dort zuschaut, der wie die Flamme
strahlende.
Als Visvamitra nun jene, die fleckenlos da vor ihm
stand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einsamen Seher
Fürst,
nd die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Rei-
tze sah,
Ihre hohe Gestalt erblickt', er, der der Weisen König
war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der Begier-
de Macht.
Jene ladet er zu sich ein, willig folgte die himm-
lische;
So verlebten zusammen sie eine glückliche Zeit da-
selbst,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach bestimmter Zeiten
Lauf
Der Seher von der Menaka die Shakuntala hat er-
zeugt.

Dort in des Himavan Wildniß, am Gestade der Malini
Bracht' ans Licht ihres Leibes Kind, an Malini's Fluthen Menaka.
Da ihr Geschäft sie nun vollbracht, ging alsbald sie zum Indra auf,
Ließ in dem wüsten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe haus't.
Da nun schlummernd die Shakunta's 6) sahen das Kind, umringten sie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reissender Thiere Schaar.
So ward der Menaka Tochter da beschützt von der Geyer Schaar.
Als ich zum Bade dorthin kam, sah ich im Schlummer ruhn das Kind,
Dort im einsamen Waldesthal, rund umringt von der Geyer Schaar;
Ich nahm sie auf nun, und zu mir, hielt sie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einsamer Wildniß sie von Shakunta's fand umringt,
Ward der Nahme Shakuntala ihr gegeben sodann von mir.
Du weißt nun, wie Shakuntala, o Heilger, 7) meine Tochter ward;

---

6) Eine Art Geyer; vultures übersetzt Wilkins.

7) Man erinnere sich, daß Kanva zu dem frommen Pilger spricht, der nach Shakuntala's Herkunft gefragt hatte.

Für ihren Vater auch hält mich Shakuntala, die Tadels
frey."

Also that meine Geburth er, sie dem Heilgen erzählend,
kund.
Wie ich die Tochter des Kanva, sey, weißt du also, erhab-
ner Fürst.
Als Vater acht' ich den Kanva, kenne ja meinen Vater
nicht;
Diese Geschichte, o König! hörtest du, wie es sich
begab.

Rede der Shakuntala an den Dushvanta.

In der Behandlung dieses Theils der Geschichte weicht das alte Heldengedicht sehr vom Kalidas ab. Auch im Mahabharat wird Shakuntala von dem Dushvanta zuerst verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Versöhnung folgt. Von der Zauberey mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe ist schon sechs Jahre alt, als Shakuntala mit ihm an Hof zu dem König geht, um diesen an das gegebene Versprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Dushvanta verläugnet die Shakuntala nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er so leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bey den Großen des Reichs entstehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu stellen.

Shakuntala geräth über seine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewissens und der allsehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur schildert, und mit einer sanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürst, warum redest du so
zu mir;
«Ich kenne dich nicht", ganz furchtlos, wie ein niedrig gebohrener?
Da dein Herz doch wohl wissend ist, was hier wahr und
was falsches ist;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, schmähst du dadurch ja
selber dich:
„Ich bin's allein", also gedenkst in dir du, kennst nicht den
im Herzen, den alten Seher 1);
Willst, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im Angesicht dessen die Sünde begehn.
Denkst, wenn vollbracht die Unthat ist: „Keiner weiß ja,
daß ich es war;"
Doch es wissen's die Götter all, selbst auch innen der inn're
Mensch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel, die Erd' und
Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, samt den Zeiten beyden, auch des Rechts
Gott, sehen das Thun des Menschen.

---

1) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einsiedler, hritsayam munin puranan; das Gewissen.

Dort im Abgrund des Todes Gott, verlöscht was übles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geist ist, so die That schauend in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler Gesinnung ist,
Den vernichtet des Todes Gott selbst, den schuld'gen, in übler That.
Mich die selbst du gewählt hattest, o verschmäh' die getreue nicht;
Achtend nicht, die du achten sollst, mich dein eigen bestimmtes Weib.
O warum blickst du verächtlich auf mich, wie eine niedrige?
Nicht ja in einer Wüste hier klag' ich, warum nicht hörst du mich?
Aber wenn du der flehenden, nicht ein Wort mir gewähren willst,
In hundert Stücke, Dushvanta! wird zerspringen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wieder gebohren selbst
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß spricht. 2)
Wohl ist die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde innigster;

---

2) Das Geheimniß der Ehe nach der indischen Lehre beruht erstlich darauf, daß diese Verbindung auch in jenem Leben fortdauert,

Ist die Frau alles Heils Quelle, die Frau Wurzel des
Retters auch. 2)
Freundinnen sind sie dem Einsamen zum Trost mit süßem
Gespräch;
Wie Väter zu der Pflicht Uebung, tröstend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerst hin, schaut zum Gemahl sie,
harrend sein;
Doch starb zuvor der Geliebte, folget sie willig gleich ihm
nach.
Um solcher Ursach, o König, wird hoch begehrt der Ehe
Bund;
Weil der Mann sein Gemahl besitzt, in der Welt hier, in
jener auch.
Als er selbst, von ihm selbst gezeugt, ist nach der Weisen
Sinn der Sohn;
Drum soll der Mann sein Weib achten, die des Sohns
Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus seinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel
das Ebenbild,
Ist dem Vater zu schaun freudig, wie dem Seel'gen der
Himmel ist.
Wenn auch versengt vom Seelenschmerz, Krankheit leidend
die Menschen sind,

---

vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, welcher der Vater selbst in einer neuen Verwandlung ist, allein das Vermögen besitzt, durch fromme Werke und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für seine Verschuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreyen. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Freuen sie doch ihrer Weiber sich, wie die Fluth labt die schmachtenden.
Wenn sich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat gespielt,
Fest um des Vaters Glieder schließt, was giebt's höheres noch als dieß?
Ihn, den du selber gebildet, diesen Sohn hier, der liebevoll
Auf dich schauend zur Seite blickt, o warum denn verschmähst du ihn?
Sorgen um ihre Eyer doch, sie nicht brechend, die Vögel selbst;
Wie geschieht's denn, daß du verläßst, des Rechts kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind zu berühren nicht
So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich ist.
So berühre umarmend dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, siehe den Sohn, ein zweytes Selbst.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerd genommen wird,
So ist von dir erzeugt dieser, du selbst der Eine, angetheilt.

Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das Wild bedacht;
Ich war's, Fürst! die gefangen ward, ach ein Mädchen in Vaters Hain.
Der himmlischen Gespielinnen erste, die Menaka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Visvamatra mich.
Hier an des Schneegebirgs Seite gebahr mich dann die himmlische,
Und mich verlassend dort ging sie böse, wie einer andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen Leben einst verübt,
Daß von den Mein'gen verlassen ich als Kind ward, und jetzt von dir!
Wie dir's gefällt, verlassen denn will ich zu meiner Hütte gehn;
Den Knaben aber verlassen darfst du nicht, der dein eigen ist.

VIII.

Noahs Morgenopfer.

Schweigt, ihr Lüfte! in den Blumengängen,
Denn entflohen ist des Frühlings Traum;
Süß dem Jugendspiele nachzuhängen,
Giebt der ernste Tag uns keinen Raum.

Ihr Gesänge in der Väter Hallen,
Von der Ahnen hohem Heldenruhm,
Müßt den Strom der Zeit hinunterwallen,
Wo des Todes graue Schaaren ruhn.

Andre Zeiten heischen andre Lieder,
Neue Dinge spricht der Welten-Greis;
Zum verborgnen Ursprung wendet wieder
Sich zurück der große Schöpfungskreis.

Mag noch trübe Finsterniß uns decken,
In den Wogen dieser öden Welt;
Laß den Geist die Seelenflügel strecken,
Rauschend zu der Morgenröthe Zelt!

Einsam auf der stillen Felsenwarte
Blickt der Seher in den Sturm hinaus;
Spähend an der lichten Sternencharte,
Bis die Sonne theilt der Wolken Haus.

Wie der greise Ahnherr einst in Fluthen
Sich das heilge Schiff der Rettung baut;
Wo verschlossen die Geschöpfe ruhten,
Die dem starken Fährmann Gott vertraut.

Wohlgeordnet in den sichern Kammern
Stehn die Creaturen Paar und Paar;
Fern zu halten der Vertilgung Jammern
Von der Arche auserwählten Schaar.

Nieder stürzen all die Riesengeister
Nach Jahrhunderten voll Uebermuth;
Aufwärts forschend blickt des Schiffes Meister
Zu dem Morgenstern in dunkler Fluth.

In den Wogen stirbt die letzte Klage,
Stumm zum Grabe der Vergangenheit;
Festgesetzt, gezählt sind schon die Tage,
Jede Stunde der Zerstörungszeit.

In der Oede, ob den wüsten Wellen
Bringt die Taube den Olivenzweig;
Muthig steigt der Ahnherr nun im Hellen
Auf das neue, grüne Erdenreich.

Dankend nach dem großen Trauerjahre
Tritt der Arche Priester dort hervor;
Hundertfältig lodern vom Altare
Opferflammen dann zu Gott empor.

Als vom ersten Morgenstrahl die Kunde
Glänzend wieder durch die Wolken bricht,
Spannt den Bogen farbig Gott zum Bunde
Friedeleuchtend um sein Angesicht.

Wie ein Kreis im siebenfachen Glanze,
Durch die Himmel strömt das Schöpfungsspiel;
Dieses Purpurbild im Wolkenkranze
Ist der ird'schen Hoffnung lichtes Ziel.

Fortgerissen war des Frühlings Wonne,
Alle Blüthen mit hinweggerafft;
Bis die Erd' im Strahl der neuen Sonne
Wieder grünt aus milder Himmelskraft.

Herrlich glänzt auf Gottes Sonnenthrone
Dort die hohe Gnadenkönigin;
Himmlisch strahlend in der Sternenkrone,
Wandelt sie die lichte Bahn dahin.

Linde fließt der Strom und ganz krystallen
Von dem Thron, wie einst im Paradies;
Unter Palmen sieht man Pilger wallen,
Zu den Früchten, die uns Gott verhieß.

Wüthend windet sich der alte Drache,
Flammen schnaubend aus dem grausen Schlund;
Ihn ergreift des starken Engels Rache,
Wirft ihn nieder in den ewgen Grund.

Und da öffnen sich die lichten Mauern,
Heil'ge Thore zu der ewgen Stadt;
Alle Felsen soll die überdauern,
Gleich dem Weltenaug' im Flammenrad.

Brausend auf des Cherubs Donnerschwingen,
Thun die Himmel Gottes Allmacht kund;
Sieg und Heil! hört man die Geister singen,
Dankend tönts zurück vom Erdenrund.

Freudig steht auf hohem Fels geborgen,
Der als Seher auch zu uns noch spricht:
Wie am zweyten großen Schöpfungsmorgen
Von der ird'schen Fluth sich schied das Licht.

Oben steht der reine Himmelsbogen,
Den die trübe Mischung sonst verletzt;
Unten dann die ird'schen Meereswogen,
Auch der Feste wird ihr Ziel gesetzt.

Weil die Fluth gereinigt hat die Erde,
Wächst empor mit Lust das neue Grün;
Wie ein Knabe, fröhlich von Gebehrde,
Wird im Sonnenschein das Leben blühn.

Mit dem Tieger wird das Lamm da weiden,
Und ein Kind auf Basilisken gehn;
Nichts soll dann die Eine Heerde scheiden,
Eine Flamme nur der Liebe wehn.

Möchte frisch ein Lebenswind berühren
Erst von Gott der Auferstehung Feld,
Aus der Mischung uns zur Klarheit führen,
Daß im Licht gereinigt sey die Welt.

Rauschend auf der Liebe Seraphsschwingen
Macht der Himmel die Vollendung kund;
Heil und Dank! hört man die Geister singen,
Jubelnd tönts zurück vom Erdenrund.

Inhalt.

	Seite.
Zueignung.	5
I. Kunstgedichte.	9
An die Dichter.	11
An Viele.	12
An die Deutschen. Zu Anfang des Jahres 1800.	13
Lessings Worte. 1801.	17
Reden über die Religion. 1800.	18
Die Weltseele. 1800.	19
Das Räthsel der Liebe. 1802.	20
Die Werke des Dichters.	21
An Ludwig Tieck.	22
Mahomets Flucht.	23
Hymnen. 1801.	26
Weihe des Alten. An einen jungen Dichter.	29
Schirin.	34
Calderon.	35
An Camoëns.	36
An Novalis.	37
Rheinfahrt. 1804.	38
An A. W. Schlegel.	39
II. Scherzgedichte.	43
Das Ideal.	45
Das Athenaeum. 1801.	46
Zerbino. 1800.	47
Kunst-Orakel.	48
Die neue Schule. 1800.	49
Das tragische Schicksal.	51
Proben der neuesten Poesie. 1808.	52
Sinngedichte. 1815.	55
Irrlichter. 1810.	56
Eulenspiegels guter Rath. 1806.	58
Die Zwerge.	63

Seite.

Der alte Pilger oder Homo's neueste Wanderungen. 1807. 66
Die feindlichen Brüder, oder der Zeitgeist. 1820. 76

III. Sprüche. 79
Geistes Licht. 81
Andacht. 82
Adels Sitte. —
Deutschland. 83
Gesinnung des Königs. —
Frauentugend. 84
Treue. —
Deutscher Sinn. 85
Das Alte und das Neue. 86
Würde der Dichtkunst. 87
Liebes Leben. 88
Das Ewige. 89
Sprüche aus dem Indischen. 1807. 90

IV. Romanzen und Lieder. 93
Bey der Wartburg. 1802. 95
Im Walde. 99
Am Rheine. 1802. 101
Gesang der Erinnerung. 104
Frankenberg bey Achen. 107
Sankt Reynold. 111
Das versunkne Schloß. 115
Eintritt in die deutsche Schweiz. 1804. 121
Im Speßhart 1806. 123
Wechselgesang. 125
Anruf. 128
Des Vaters Abschied. Bruchstück. 129
An Siderie. 130
Fülle der Liebe. 132
Andenken. 135

V. Lyrische Gedichte. 137
Gebet. 139
An den Retter. 1803. 142
Auf dem Feldberge. 1806. 144
Huldigung. Im Sommer 1806. 147
Frieden. Im Sommer 1806. 150

		Seite.
	An den Ufern des Mayns. 1806.	154
	An seinen Freund. Im Herbst 1806.	156
	Anruf. Zu Anfang des Jahrs 1807.	161
	An Corinna. 1807.	166
	Rückkehr des Gefangenen. Zu Ende des Jahrs 1807.	171
	Gute Zeichen. 1808.	179
	Gelübde. Zu Anfang des Jahres 1809.	180
	Freyheit. 1807.	182
	Bey der Abreise Ihro Majestät der Kaiserin Maria Louise, Erzherzogin von Österreich. 1810.	186
	Der heilige Dulder. 1811.	188
	Gesang der Ehre. Zu Ende 1812.	190
	Unsre Zeit. 1820.	193
VI.	Geistliche Gedichte.	199
	Klagelied der Mutter Gottes.	201
	Heilige Sehnsucht. Nach dem Lateinischen.	218
VII.	Gedichte aus dem Indischen.	219
	Vorwort.	221
	1. Anfang des Rāmāyan.	229
	2. Indische Kosmogonie. Aus dem ersten Buche der Gesetze des Manu.	262
	3. Aus dem Bhagavatgita.	271
	4. Aus der Geschichte der Shakuntala, nach dem Mahabharat.	290
VIII.	Noahs Morgenopfer.	305

Wien, gedruckt bey Franz Ludwig.

Verbesserungen.

Theil.	Seite.	Zeile.	statt.	lies.
V.	310	1	ganz der Witz ..	auf andre Weise.
—	—	3	selber	ist auszulassen.
VI.	41	10 v. o.	Schale	Schule.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Friedrich Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 9

Wien 1823

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.459(9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090967-0